Frank Helzel

Im Kellerwald und auf dem Zauberberg –
In der Liebeslehre bei
Richard Wagner, Dr. med. Hermann Paull,
Heinrich Himmler und Thomas Mann

Erzählung nach der Wirklichkeit

Bad Wildungen, 27. Dezember 2011
(ergänzt 2017)

ANDACHT IM WALD
(Das sandsteinerne Kreuz trägt auf der Vorderseite die hier rückwärtig einmontierte Gravur. Die gegenüberstehende Buche trägt außer dem eingeschnitzten Doppelkreuz die Beschriftung „AD 2002, R K – Quo vadis domine?“)

1

— L'Hymne à la Mouillette,
— Le Petit Chapeau,
— Le Tout Petit Chapeau,
— Le Goulu Babil,
— La Trimouline,
— Les Amours de la Truite,
— La Fleur Sans Tige & la Tige Sans Fleur,
— Les Effets Méphistophéliques & Pétaradants de la Compote de Pommes,
— Gigue à l'Attention des Tripèdes à 2 Anus du Prochain Millénaire,
— Le Bacchanal de Tous les Diables,
— Le Petit Neveu,
— La Boustiffe,
— Le Canyon Abyssal,
— La Grande Dissection,
— La Froidure Hivernale des Antipodes,
— Les Cataractes du Nil,
— Le Roi Danse.[1]

2

Eva und Hans Pohl hatten sich darauf eingerichtet, in einem Ortsteil von Bad Wildungen alt zu werden. Es hatte sich so ergeben, nachdem sie nach 20 Jahren im Rhein-Main-Gebiet Anfang der 1980er Jahre in das kühlere Nordhessen gezogen waren. Freunde frotzelten, was sie denn aufs Land nach nordhessisch Sibirien ziehe.

Nicht zuletzt waren es ihre Eltern, die dort lebten, von Hans noch die Mutter. Vor allem ließ es sich beruflich so einrichten. Aber es lag auch daran, dass sie sich im dicht besiedelten Frankfurter Raum auf Dauer zu leben nicht vorstellen konnten. Dazu hatten sie ihre Kindheit und Jugend jeweils an verschiedenen Orten auf dem Land verbracht und darunter nicht gelitten. Auch ihrer beiden Kinder halber meinten sie in einem ländlichen Umfeld in einer Mittelgebirgslandschaft mit ausgedehnten Wäldern sich wohler zu fühlen. So bauten sie auf einer Streuobstwiese auf der bergigen Seite des Ortes ein Haus, das inmitten anderer Wiesen mit alten Apfelbaumbeständen etwas abseits lag. Vom Frühjahr bis zum Herbst waren Kühe auf der Weide nebenan die Nachbarn, die ihnen am nächsten kamen.

Mit einem Sprung waren trotzdem Bad Wildungen, Fritzlar oder Kassel schnell und leicht zu erreichen.

Inzwischen lebten sie im Ruhestand. Die Kinder waren mit dem Studium außer Haus und lebten jetzt im Beruf viel weiter weg, als sie je von ihren Eltern entfernt waren. Das änderte sich nur in den Ferien und zu manchen Feiertagen, dass das inzwischen für sie viel zu große Haus wie früher belebt war. So würde es wohl auf absehbare Zeit bleiben.

Vor ein paar Jahren waren Eva und Hans Pohl, beide gern zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs, bei ihren Gängen durch die Wälder auf Baumschnitzereien gestoßen. In großen Druckbuchstaben hatte jemand in eine Buche am Wegesrand „VERENA“ senkrecht in die Rinde geschnitzt, ein Buchstabe etwa 20 cm groß. Das war im Gelände des am Rande des

Kurparks gelegenen Wildunger Hausbergs, des Hombergs mit 400 Metern Höhe. Wenig weiter sahen sie eine zweite „VERENA“, dieses Mal in der Waagerechten in einem Buchenholzstapel, der bei den Aufräumarbeiten nach einem Windbruch aufgeschichtet worden war.

„Hast du schon einmal eine Verena gekannt?“, fragte Eva.

„Nein. Unter den vielen Schülern, mit denen ich ’s in Darmstadt, Groß-Gerau, Fritzlar und Bad Wildungen zu tun hatte, kann ich mich an diesen Namen nicht erinnern.“

Eva hatte eine Kusine im Rheinland, die Vera hieß.

Einige Zeit später – es war früher Herbst, vom Wetter her hätten Pilze wachsen können – waren sie im Wald hinter einem der Wildunger Walddörfer – Armsfeld – unterwegs. Im Laufe der Jahre hatten sie dort immer wieder einmal Pilze gefunden, vor allem Pfifferlinge. Dieses Mal gab es auch welche, nicht viele, nur eine Handvoll. Nicht im Walde, sondern nur an den sonnenseitig gelegenen Wegabhängen. Die paar Pfifferlinge dufteten wie immer, ein angenehmer Geruch, den sie unter Tausenden wiedererkennen würden. Als Hans beim Suchen einmal aufblickte, stand er vor einer von Sonnenlicht angestrahlten „VERENA“ auf einem besonders glatten Buchenstamm.

Eine dritte Begegnung mit „VERENA“ hatten sie am südwestlichen Stadtrand von Wildungen im Wald des Helenentals mit Blick auf Odershausen. Die gleichen Buchstaben in gleicher Größe, also von der gleichen Hand.

„Eigenartig. An drei ganz verschiedenen Stellen und sehr weit voneinander entfernt hat da jemand, als er an Verena dachte, sein Messer herausgeholt und zu schnitzen begonnen.“

„Mit dem Messer, Hans. Ganz schön aggressiv. Kann nur ein Mann gewesen sein.“

„Nur wenn du ans Messer denkst, Eva.“

„Nein, auch wenn ich an die Frau denke, die Verena heißt. Wer immer sie ist, der Schnitzer wird sie nicht gefragt haben. Er hat ihren Namen für die Vorbeigehenden, wenn sie aufmerksam sind, öffentlich gemacht. Oder meinst du, Verena war dabei?“

„Dann hätte er wahrscheinlich seinen Namen mit einem Herz als Rahmen für beide dazugeschnitzt. Vielleicht sogar mit Pfeil mitten hindurch.“

„Entweder er liebt sie, kennt sie möglicherweise, oder sie wollte und will nichts von ihm wissen. Dann arbeitet er so seine Sehnsucht und seinen Kummer ab.“

„Das wäre dann immer noch aggressiv. Was würdest du machen, wenn du wüsstest, dass der Name unserer Tochter so veröffentlicht wäre?“

„Ich weiß nicht, wie viele Verenas es hier in der Gegend gibt und ob die Gemeinte weiß, dass es um sie herum andere gibt, die so heißen wie sie. Wenn „MARIA“ da stünde, würden wir wahrscheinlich nicht auf die Idee kommen, dass unsere Maria gemeint ist.“

„Außerdem: Wer schnitzt heute eigentlich noch in Bäume? Hast du noch nie gemacht. Oder? Wenn ’s unsere Tochter auf dieser Ebene mit jemandem zu tun bekommen hätte, dann wäre ihr Name wahrscheinlich in Graffito-Form auf eine Wand gesprüht worden, vielleicht aufs Pflaster bei uns vors Haus.“

„Wer also läuft auf der Suche nach Buchen mit dem Messer schnitzend in den Wäldern um Wildungen herum?“, fragte Eva.

„Ich würde auf jemanden tippen, der ganz, ganz einsam ist. Seine Kommunikationspartner sind Buchen. Er hat sie zu Litfasssäulen für vorbeikommendes Publikum gemacht. Ein an die Öffentlichkeit gerichtetes Selbstgespräch ...“

„Glücklicherweise ist ’s kein türkischer Mädchenname, der da steht.“

„Warum?“

„Ihre Familie, wenn sie es denn wüsste, würde alles tun, um herauszubekommen, wer den Namen ihrer Tochter so in die Öffentlichkeit zerrt. Vor dem Hintergrund von Familienehre immer eine Besudelung“, stellte Eva fest.

„Was für ein Wort: *besudeln*.“

„Was damit verbunden wird, ist in unseren Traditionen auch noch nicht seit langem verschwunden.“

„Denkst du an den Makler in Frankfurt, bei dem wir 1966 nach einer Wohnung suchten?“

„Genau. Der fragte doch gleich, ob wir verheiratet seien. Wenn nicht, würden sich die Vermieter vom Kuppeleiparagraphen bedroht fühlen, weil wir ihr Haus zum Bordell zu machen drohten. Und dann haben wir prompt geheiratet.“

„War doch nicht der schlechteste Grund? Oder?“

„Du hättest mich schon aus Liebe heiraten sollen!“

„Aber deshalb waren wir doch sowieso zusammen ...“

3

Wilhelm Müller

„Ungeduld

Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verrät,
Auf jeden weißen Zettel möcht ich's schreiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben.

Ich möcht mir ziehen einen jungen Star,
Bis daß er spräch die Worte rein und klar,
Bis er sie spräch mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißem Drang;
Dann säng er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht ich's hauchen ein,
Ich möcht es säuseln durch den regen Hain;
O, leuchtet' es aus jedem Blumenstern!
Trüg es der Duft zu ihr von nah und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich meint, es müßt in meinen Augen stehn,
Auf meinen Wangen müßt man's brennen sehn,
Zu lesen wär's auf meinem stummen Mund,
Ein jeder Atemzug gäb's laut ihr kund;
Und sie merkt nichts von all dem bangen Treiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!"

Das Gedicht ist erstmals im „*Frauentaschenbuch für das Jahr 1821*" sowie in der Sammlung „*Sieben und siebzig Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten*" 1820 veröffentlicht worden. Franz Schubert vertonte es 1823 in seinem Zyklus „*Die schöne Müllerin*".

Die erste abendländische Buchenbeschnitzung ist von Ovid (43 v. Chr. - 17 n. Chr.) überliefert. In einem Gedicht findet die Bergnymphe *Oenone* ihren Namen geschnitten in Buchenrinde, wobei mit dem wachsenden Baum die Liebe zu Paris wachsen sollte:

„*Die von dir eingeritzten Buchen bewahren meine Namen,*
Und ich werde durch dein Messer gekennzeichnet als Oenone gelesen;
Und wie sehr die Baumstämme wachsen, so wachsen auch meine Namen,
Wachst und richtet meine Namen auf zu meinen Verdiensten."

4

Es war vor allem Hans, der immer wieder einmal die Rede auf „VERENA" brachte, nicht einmal nur, wenn sie im Walde unterwegs waren. Er mutmaßte, dass der mit seiner Verena beladene Waldgänger mehr Spuren hinterlassen haben könnte, als ihnen bisher aufgefallen waren. Denn wer hält beim Laufen schon nach allen Buchen am Wegrand Ausschau, weil auf ihnen Schnitzereien stehen könnten? Dabei befanden sich alle „VERENA"s an markierten Wanderwegen, immer mindestens auf Augenhöhe dem Weg zugekehrt.

Im Sommer 2010 – es war der 17. Juni mitten in der Woche, ihr Hochzeitstag, damals noch westdeutscher Nationalfeiertag, im Wohnort von Evas Eltern vom nebenberuflichen örtlichen Standesbeamten im Familienwohnzimmer während der Heuernte abends zur Trauung genutzt – schlug er Eva vor, zum Homberg zu laufen und dabei noch einmal auf Buchen am Wegesrand zu achten. Hans nahm den Fotoapparat mit.

Es war ein sonniger Vormittag. Außer ihnen war niemand unterwegs. Das war eher Zufall, denn das in Rundwegen auch für Rollstuhlfahrer angelegte Wegenetz zog sich über einzelne Querwege zur Abkürzung bis zum Aussichtsturm. Es war für Wildunger und Kurgäste das wohl frequentierteste Gelände außerhalb des Kurparks.

Als sie nach zwei Stunden vom Homberg zurückkamen, machten sie an der Wandelhalle Pause und ruhten sich auf dem im Freien aufgestellten Gestühl aus. Noch auf dem gepflasterten Weg von der Reinhardshöhe hinunter in den Kurpark bis kurz vor der Wandelhalle waren sie immer wieder auf „VERENA" gestoßen. Zu ihr hatte sich aber viel mehr gesellt. Nicht nur

eine ebenso geschnitzte „TABEA“, sondern aus „VERENA“ und „TABEA“ kombinierte Schnitzereien. Darüber hinaus eine Reihe von Obszönitäten, zu denen die beiden Frauennamen ihre Buchstaben wie beim Kreuzworträtsel oder beim Scrabbeln hergaben, und zwar als horizontale Querbalken zum senkrechten Namen angelegt. Das Vokabular stammte aus der untersten Schublade des Schnitzers. Hans hatte ununterbrochen fotografiert, es aber schließlich aufgegeben, weil ihm die Wiederholungen ermüdend und schließlich lästig und widerlich vorkamen. Eva hatte schon lange ihr Gesicht in stiller Kommentierung zur ablehnenden Grimasse verzogen und war ihm vorausgeeilt, damit sie die Bäume hinter sich brachte.

Sie schwiegen, schauten in die Sonne, tauschten manchmal nichtssagende nach innen gekehrte Blicke aus. Es hatte ihnen einstweilen die Sprache und das Denken verschlagen. Der Fotoapparat war in seiner Hosentasche verschwunden, und es gab keinen Anlass, ihn auf Wiedergabefunktion zu stellen und das Fotografierte Revue passieren zu lassen. Das Sonnenlicht tat gut. Gut auch, dass hier Sitzmöbel aufgestellt waren. Wo die ganzen Kurgäste waren? Alles von der Sonne Beleuchtete spiegelte sich in den großen Wandelhallenscheiben. Dass mitten im Kurpark auf dem Weg zum „Maritim“-Hotel noch beschnitzte Buchen standen, registrierten sie schweigend im Vorübergehen. Verteilt auf drei Buchen richteten sich „VERENA“, „TABEA“ und auf gleicher Höhe ein ähnlich geschnitztes „K.T.“ an die Passanten.

Was machte sie so sprachlos?

„Wir haben heute Hochzeitstag“, sagte Eva. „Meinst du nicht, dass das das falsche Programm war?“

Hans lächelte, sagte nichts und legte seinen Arm um Evas Schultern. Sie fuhren nach Schloss Waldeck und ließen sich gut bewirten. Sie schauten auf den Edersee, die Sperrmauer, den Peterskopf mit dem Pumpspeicherbecken und nach Westen, wo der See hinter einer Biegung verschwand. Dass es in den Wäldern am See entlang Schnitzereien geben würde, war ein Gedanke, auf den sie noch nicht gekommen wären.

Am nächsten Tag ließen sie sich von allen Bildern Abzüge ausdrucken, kauften ein Fotoalbum und klebten alles der Reihe nach hinein. Denn wenn sie die anderen Stellen aufsuchten, würde sicher mehr hinzukommen.

Mit wem hatte es der Schnitzer zu tun, dass er so ausfällig wurde? Wie nahe war er der wirklichen Verena und der wirklichen Tabea im wirklichen Leben gekommen? Was hatte es zu bedeuten, wenn er das „V“ zu „HIV“ werden ließ und das „T“ von „TABEA“ für „FOTZE“ verwendete, „VERENA“ zur „PERVERSEN HURE“ und zur „WANZE“ machte? Außerdem kombinierte er beide zu „GÄULEN“ und zu „HEXEN“.

Eva meinte, dass beide Namen ihr jetzt vorkämen, als würden sie aus der Rubrik einschlägiger Kontaktanzeigen stammen. Sie brachte den Gedanken ins Spiel, dass er sich bei der wirklichen Verena angesteckt haben könnte und Tabea mit ihr ein Zweiergespann bildete. Vielleicht litt der Schnitzer an AIDS, so dass er sich seinen Frust, seine Enttäuschung, seine Wut und seinen Schmerz von der Seele schnitzen musste.

„Das ist schon eine besondere Art von Baum- und Menschenfrevel“, meinte Hans. „In dieser Form ist es Rufmord, und eine ‚VERENA‘ oder ‚TABEA‘ zusammen mit der jeweils anderen dürfte wesentlich leichter zu identifizieren sein als eine für sich allein.“

„Woran denkst du, wenn du von Identifizieren sprichst? Ginge es nicht zuerst um den Urheber?“

„Ich denke, dass man durchaus zur Polizei gehen könnte. Das ist in einer Kurstadt im Kurpark und auf den Wegen öffentliches Mobbing, gegen das sich die Betroffenen zur Wehr setzen können sollten. Für jemanden, der es sieht, vielleicht auch ein öffentliches Ärgernis.“

„Und wen sollte man anzeigen? Anzeige gegen Unbekannt? Das dürfte noch weniger erfolgreich sein, als gegen einen anonymen Internetmobber vorzugehen. Willst du dich etwa im Wald auf die Lauer legen und warten, bis du den Schnitzer auf frischer Tat ertappst?“

Hans blätterte im Fotoalbum und sagte auf einmal:

„Der schnitzt nicht im Affekt. Der spielt auch. Der hat nicht nur am Schnitzen Spaß, sondern auch an verscrabbelten Wortkombinationen. Weißt du was? Ich kann den Bildern, wenn sie so nebeneinander stehen, eine ästhetische Wirkung auf meine Sinne nicht absprechen.“

„Ich höre wohl nicht recht. Auf so eine Idee muss man kommen. Ich glaube, du weißt nicht mehr, was du sagst: HIV, Dirne, Hure, Vieh, Fotze, Ziege und Ästhetik!“

„Du darfst nicht vergessen, dass da auch Vögelchen waren.“

5

„Eins steht inzwischen fest: Mit Romantik und schönen Schubert-Liedern hat das, was wir gesehen haben, nichts zu tun, außer dass da jemand gern in Buchenrinde schnitzt“, fuhr Eva ei-

nes Tages fort, als sie sich das Fotoalbum ansah. „Auch mit dem ‚*Lindenbaum*‘ nicht, in den ja auch geschnitzt wird: ‚*Ich schnitt in seine Rinde so manchen süßen Traum*‘.“

„Kann man in Lindenrinde überhaupt schnitzen? Ich denke, das geht nur, solange Linden jung sind. Aber diese Linde draußen vor dem Tor ist sicher ein alter Baum mit einer stattlichen Krone und rissiger Rinde.“

„Es scheint aber zu gelten, dass eher Verliebte in Bäume zu schnitzen geneigt waren. Heute hängen sie Spruchbänder von Brücken über der Autobahn herab, auf denen etwa stehen kann: ‚Habe ich dir heute schon gesagt, dass ich dich liebe, Anna?‘“

„Und Anna wird dort jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit vorbeifahren und sich freuen. Denn sie wird über eine SMS oder sonstwie erfahren haben, was der oder der sich hat einfallen lassen.“

„Schnitzen, würde ich sagen, geschieht heute eher zufällig. Bei niemandem, den ich kenne, den wir kennen, kann ich mir vorstellen, dass er zum Schnitzen in den Wald geht und geeignete Bäume aussucht. An besonderen Ausflugszielen in der Landschaft mag es, wenn man denn ein Messer zur Hand hat, einen Anreiz zur Nachahmung geben, wenn schon Schnitzereien vorhanden sind.“

„Im Sinne von ‚*Kilroy was here*‘. Goethe hat eines seiner berühmtesten Gedichte zuerst auf der Bretterwand einer Hütte auf dem Kickelhahn im Thüringer Wald verewigt. Mit Bleistift:

‚*Über allen Gipfeln*
Ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Es schweigen die Vöglein im Walde;
Warte nur, balde ruhest du auch.‘

Er schrieb ’s 1780 hin, 1813 erneuerte er die Inschrift und las sie bei seinem letzten Besuch in der Hütte 1831.“

„Es wird uferlos, würde ich sagen“, meinte Eva.

„Ich denke, dass wir mit ‚VERENA‘ und ‚TABEA‘ auch noch nicht fertig sind. Lass uns noch mal nach Armsfeld fahren.“

„Meinst du, dass es da noch was Neues gibt?“

„Das wissen wir, wenn wir dort waren. Es würde mich wundern, wenn der Schnitzer nicht auch irgendwelche Hinweise auf sich selbst gegeben hätte. Denn er hat ja was Exhibitionistisches, sobald er sich im Wald bewegt. Aber mit Verzögerungseffekt, weil er selbst beim Öffnen seiner Klamotten und seines Messers nicht entdeckt werden will. Erst wenn er fertig ist und verschwunden ist, sollen alle sehen, was er herausgelassen hat.“

„Wo wir schon eigens ein Fotoalbum angefangen haben, fehlen darin wirklich noch Bilder. Denn was anderes möchte ich da wirklich nicht hineintun. Vielleicht hat er ja auch Schöneres hinterlassen. Denn produktiv war er, wenigstens was den Homberg angeht. Und da hat er ja, wenn er es war, auch Vögelchen hinterlassen.“

„Ich möchte noch mehr wissen. Es macht dir doch auch ein wenig Spaß. Schau, du hast extra selbstklebende bunte Herzchen gekauft und sogar schon zwischen einige Fotos geklebt, wo die Sauereien nicht durchschlagen.“

„Bei allem bin ich mir noch nicht sicher, ob da nicht doch mehr Affekt als Ästhetik im Spiel ist. Also wirkliches Gefühl, wie enttäuscht auch immer und deshalb umso stärker. Zumindest sucht da einer.“

„Ich habe sicher dasselbe gemeint, als ich sagte, da spiele jemand. Er probiert Wörter aus und hangelt sich dabei an Scrabbelmustern entlang. Vielleicht sind Verena und Tabea reine Erfindungen?“

„Wohl kaum. Sonst wären wir nicht so fassungslos gewesen. Das ist was Ernstes.“

„Vielleicht fehlt es uns an Fantasie. Fahren wir also.“

Als sie von der Landstraße hinter Armsfeld zwischen Fischbach und Haddenberg von einem Parkplatz aus in den Wald gingen, entdeckten sie gleich auf dem ersten dicken Buchenstamm ein Buchstabenzeichen, das aus einem T und einem K zusammengesetzt war, vielleicht die ersten Buchstaben eines Vor- und Nachnamens, entweder „T.K.“ oder „K.T.“. Da das T das K überragte, meinten sie eher „T.K.“. Über dem waagerechten T-Balken war ein „NARR“ eingeschnitzt. Dann kam eine „TABEA“ als „FERKEL“ und eine Vierteldrehung auf der gleichen Buche weiter offenbar ein weiteres Namenszeichen: „T.G.“ oder „G.T.“, wieder ineinandergeschnitzt wie bei einem Siegel, mit schön ausgestalteten Buchstaben.

Auf einer anderen Buche war der G-Bogen in einen haarigen Strahlenkranz verwandelt, der vom senkrechten T-Balken halbiert wurde und in der Mitte ein Loch hatte: entweder ein Frauengenital oder eine behaarte Anusrosette.

Später noch ein „T.K.“, aber auch ein „J.T.“ ohne Siegelgestalt.

Und ein weiterer Frauenname, senkrecht auf das T gesetzt und von unten nach oben zu lesen: „TINA“. Dazu immer wieder Jahreszahlen. Bei „J.T.“ die älteste: 1979, dann Zahlen aus

den 1980er und 1990er Jahren, die letzte bei „T.G.“ mit 2002. Bei „VERENA“ und „TABEA“ meistens das bekannte obszöne Beiwerk. Bei „T.K.“ tauchte bei einer Schnitzerei ans K angehängt „KURT“ auf. Das U war der letzte Buchstabe für das hinzugescrabbelte „SAU“.

Die Kamera leistete wieder gute Dienste, und auf der Heimfahrt fuhren sie der sofortigen Abzüge halber an einem Drogeriemarkt vorbei. Sie klebten die Bilder wieder in der Reihenfolge ein, wie sie die Schnitzereien am Weg entlang gefunden hatten.

„Und was machen wir jetzt damit?“, fragte Eva.

„Kannst ja weiter Herzchen kleben, wo sie hinpassen. Anstatt mehr Klarheit zu gewinnen, wird die Verwirrung immer größer. Der Schnitzerei nach ist ‚J.T.‘ der gleiche wie ‚T.K.‘ oder ‚K.T.‘ oder auch ‚G.T.‘. Zu ‚J.T.‘ gehört die Jahreszahl 1979. Wenn es derselbe war oder ist, muss er zwischen 1979 und 2002 den gleichen Weg mehrere Jahre gegangen sein, also 23 Jahre lang. Der hat offenbar richtig Buch geführt.“

„Drei Namen, die irgendwas miteinander zu tun haben müssen: ‚G.T.‘, ‚K(URT). T.‘ und ‚J.T.‘. Dazu ‚VERENA‘, ‚TABEA‘ und neuerdings ‚TINA‘ ohne Zunamen.“

„ ‚Kurt T. ist eine Sau‘ “, murmelte Eva. „Du, der beschimpft sich selbst. Denk an den ‚NARR‘ von vorhin auf der ersten Buche.“

„Das heißt, dass wir jetzt auch noch mal durchs Helenental laufen.“

„Machen wir nächste Woche, diese Woche nicht mehr.“

Im Helenental wiederholte sich, was sie am Homberg und im Armsfelder Wald erlebt hatten. Jede Menge mit Schnitzereien versehene Buchen, aber nur Wiederholungen, keine neuen Namen, vielmehr nur „T.K.“, „VERENA“ und „TABEA“.

Sie machten wieder Abzüge und klebten sie ins Album. Eva setzte zweifelnd, aber trotzdem mit Spaß die Dekoration mit den bunten Herzchen fort. Hans ergänzte mit entsprechenden alten Postkartenmotiven, die invasionär in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg gedruckt worden waren: Liebespaare oder verträumte, offenbar verliebte Einzelgänger beim Schnitzen von Müller-Textzitaten, dazu Schubert-Melodienschnipsel. Im Internet fand Hans auch Moderneres: Graffitireproduktionen von Verliebten.

Was sie machten, geschah inzwischen ohne Überzeugung. Denn wenn das alles etwas mit Liebe zu tun haben sollte, dann gaben nur manche der von ihnen zusammengetragenen Baumschnitzereien dafür etwas her, solange man sie isoliert sah.

Es passte nichts mehr zusammen und nichts machte einen Reim. Sie legten alles beiseite.

„Lass uns aufhören. Es führt zu nichts“, sagte Eva.

„Seh ich auch so“, schloss Hans.

6

Es waren vor allen Dingen die Jahreszahlen, die sie verwirrten. Am deutlichsten hätte sich von ihnen auf das Alter des Schnitzers schließen lassen müssen, wobei die Schwierigkeit darin bestand, wie alt er 1979 gewesen sein mochte. Wäre er damals um die zwanzig gewesen, war er 2002 über vierzig und ging inzwischen auf die fünfzig. Auf das Alter der Frauen zu schließen hing davon ab, welches Verhältnis sie zwischen „K.T.“, „G.T.“ oder „J.T.“ – vorausgesetzt, es handelte sich um die gleiche Person – und den Frauen annehmen konnten. Am nachvollziehbarsten erschien Eva und Hans, wenn sie von einem 40-Jährigen ausgingen, der sich mit jüngeren Frauen auf ein Verhältnis einlassen wollte oder eingelassen hatte und dann als einsamer Waldgänger – ob er Junggeselle war oder geblieben ist? – seiner Enttäuschung Ausdruck gab und offenbar auch eine Neigung zur Selbstherabsetzung hatte.

Eva und Hans sprachen also immer wieder einmal über ihre bisherige Fotosammlung. Was da in die Buchen eingeschnitzt war, behielt, wenn man einmal darauf aufmerksam geworden war, den von seinem Urheber offensichtlich beabsichtigten Aufforderungscharakter. Er gab einerseits etwas preis, worüber er mit niemandem sprechen konnte. Andererseits musste er seinerseits von so viel Scham besetzt sein, dass er es verrätselte und daran ein Vergnügen fand. Vielleicht auch sein Genügen.

„Meinst du, der hat je damit gerechnet, dass ihm jemand auf die Art nachgeht, wie wir das bisher gemacht haben?“, fragte Eva.

„Er wollte also aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, dass man ihm ganz auf die Schliche kommt und alle von ihm hinterlegten Spuren aufspürt und zusammensetzt, sondern immer nur das, was er an einer Stelle komponierte. Wenn er zu Hause kein Buch darüber geführt hat, wie er es mit den Jahreszahlen auf den Buchen machte, dann dürfte er den Überblick verloren haben und immer erst an Ort und Stelle bei gegebener Gelegenheit wieder den Faden aufgenommen haben.“

„Eva, du gehst offenbar davon aus, dass es viel mehr Stellen gibt, als wir bisher gesehen haben. Was wir ja zu wissen glauben, ist, dass er 23 Jahre lang unterwegs war. Wir haben bisher jeweils ein paar Stunden lang gerade mal drei Stellen intensiver angeschaut.“

„Du wirst doch wohl nicht sagen wollen, dass wir noch 23 Jahre Zeit haben, um an die Orte zu kommen, an denen er gewesen sein mag?“

„Nein, Eva, ich will doch nicht mit dem Rollator im Walde unterwegs sein und mit einem Fotoapparat zittrig rumhantieren müssen. Aber wir gehen nun mal gerne in den Wald. Und es könnte ja manchmal ein Anreiz sein, hinauszugehen, wenn wir uns so etwas vornehmen, wie wir es ab Juni gemacht haben. Schau, jetzt ist der Juli schon fast vorbei ...“

„Ich denke auch, dass der Schnitzer einfach den Wald braucht, gar nicht mal nur zum Schnitzen, sondern weil er es sich angewöhnt hat. Eine liebe Gewohnheit, sozusagen, wie für uns auch.“

An einem Sommerabend war ein Konzert in der Wandelhalle. In der Pause trafen sie einen Bekannten und erzählten ihm, was sie gerade umtrieb und was es im Wildunger Wald für Schnitzereien, ja bis in unmittelbarer Nähe der Wandelhalle zu sehen gebe.

Da sei ihm noch nirgends etwas aufgefallen, so dass er es genauer wissen wollte. Als sie es ihm geschildert hatten, sagte er, dass ihn das an die Bilstein-Klippen oberhalb von Reitzenhagen erinnere. Dort habe er sich vor ein paar Jahren über Ähnliches gewundert, vor allem über den Schweinkram.

Nach ein paar Tagen rief er an und fragte, ob sie am Homberg auch die Schnitzerei gesehen hätten, mit der er es offenbar auf ein Selbstporträt abgesehen hatte, weil eben auch „T.K.“ dabei stand. Über etwas anderes habe er sich auch gewundert. Auf einem Baum habe in der gleichen unverkennbaren Schnitzart „TUMOR“ gestanden. Es gab also auch am Homberg noch einiges, was ihnen entgangen war.

Dann begann Hans alle Bekannten, wenn er einem begegnete und er sich sicher war, dass er in den Wald ging, zu fragen, ob ihnen schon einmal Schnitzereien auf Buchen aufgefallen seien. Nicht dass sie wüssten. Auch in ihrem Dorf fragte er jemanden, der zur örtlichen Wandergruppe von Rentnern gehörte. Ja, er kenne „T.K“-Zeichen. Die stammten von jemandem, der tot sei. Sie seien sich nie ganz sicher gewesen, ob das „T“ nicht auch ein „R“ sein könne, weil der Querbalken manchmal so gebogen sei. Wo das denn sei, wollte Hans wissen. Auf der anderen Seite der Eder zwischen Geismar und Wellen im Wald auf der Höhe.

Dort waren Eva und Hans schon oft, ohne irgendetwas bemerkt zu haben. Ob es denn außer diesem Namenszeichen mehr dort gebe? Eigentlich nichts außer den Jahreszahlen, aus denen sie geschlossen hätten, dass „T.K.“ nicht mehr lebe. Denn die seien schon alt.

7

Dass sie vieles bisher einfach nicht wahrgenommen hatten, weil sie einfach nicht gewusst hätten, wonach sie denn gezielt zu schauen gehabt hätten, war ihnen sehr bewusst geworden. Denn geschaut hatten sie wohl immer nach irgendetwas. Also doch weitermachen und die Spur noch einmal aufnehmen. Sie hatten die Zeit dazu. Einfach noch einmal dort genauer nachschauen, wo sie sowieso immer wieder entlanggingen und dann in einem größeren Um-

kreis den markierten Wanderwegen folgen. Hans hatte nämlich bei seinen Nachfragen auch bei Waldarbeitern herausbekommen, dass in den Wäldern entlang des Wesebachtales überall „T.K.“-Spuren seien. Um Kleinern herum zum Beispiel auch. Vor allem aber auf und um den Quernst herum mitten im Naturpark Kellerwald, wenn man sich von Altenlotheim aufmachte.

Als sie an einem Augustmorgen in der Küche nebeneinander standen und aus dem Fenster in Richtung Fritzlar schauten und auf den Büraberg blickten, schlug Hans eine Radtour durchs Edertal bis zum Fritzlarer Wehr vor. Von dort hinauf zum Büraberg, dann nach Rothhelmshausen und in Richtung Wenzigerode und Bad Wildungen durch den Wald.

„T.K.“ war überall, wieder seit Jahrzehnten. „TINA“ kam auffälliger als bisher vor. Oft war sie mit „TIMO“ kombiniert. Der erste Frauenname, der mit einem anderen Männernamen als mit „T.K“ in enger Verbindung stand, beide als „SÄUE“ tituliert. Außerdem sahen sie, wie „T.K.“ das „T“ als Basis für ein griechisch-orthodoxes Doppelkreuz verwendete. Von den Obszönitäten zum christlich grundierten Glauben ... Das war die richtige Mischung zur Stimulierung des schlechten Gewissens.

Was sie aber am meisten wunderte, war, dass sie an den Wegen, die sie, seit sie hier lebten, regelmäßig benutzten, so viele Schnitzereien entdeckten, die letzte auf der letzten Buche am Waldeingang, an der sie schon tausendmal vorbeigegangen waren. Denn sie lag an ihrer Gewohnheitsrunde, wenn sie sich für eine Stunde die Beine vertreten wollten.

Als sie zu Hause waren, wussten sie, dass es sinnlos war, von allen Aufnahmen Abzüge zu machen. Dafür waren zu viele Wiederholungen dabei. Es konnte nur noch um eine Auswahl gehen, die das Bisherige um das wenige Neue, das es gab, und um besondere Akzente ergänzte. Denn der Personenbestand erschien ihnen inzwischen vollständig, wenn auch weiter unklar blieb, mit wie vielen Waldidentitäten bei „T.K.“ zu rechnen war. Es war noch „R.K.“ hinzugekommen, und zwar mit Jahreszahlen ab 2000. „TINA“ stand zwar am engsten mit „TIMO“ zusammen, was sich für den Schnitzer allein schon aus der Vorgabe der gemeinsamen ersten Silbe ergab. Aber es konnten neben ihr auch andere Namen eingeschnitzt sein, allerdings nicht mehr zu entziffern, weil sich die Rinde zu stark verwachsen und verformt hatte.

Weitere Radtouren führten sie an das Südufer des Edersees, das sich am Kellerwald entlang zog. Zu den Kreuzdarstellungen gesellten sich lateinische Gebetsformeln und andere Wendungen: „Ora pro nobis, Domine“, „Memento mori“, „Mea culpa“, „Kyrie eleison“, „Ave Maria“, „Quo vadis, Domine?“ Die Jahreszahlen wurden von „A.D.“ eingeleitet. Einmal gab es auch ein „Carpe diem“. Das Lateinische tauchte nach 2000 auf.

Auf dem Quernst gab es auch reichlich Schnitzereien. Mit den alten Buchenbeständen waren sie dann bald mit dem Naturpark Kellerwald-Edersee ins Weltnaturerbe eingegangen.

Ziemlich bald hatten Eva und Hans ein Gespür dafür entwickelt, wo mit Schnitzereien zu rechnen war. Um Bad Wildungen herum gab es kein Waldgebiet, wo es nichts gab. „*T.K. WAS THERE*“: in Albertshausen, Armsfeld, Bergfreiheit, Braunau, Dodenhausen, Hundsdorf, Mandern, Odershausen, Reinhardshausen und Reitzenhagen. Natürlich hatte er auch zum Wüstegarten, der höchsten Erhebung des Kellerwaldes, und dem benachbarten Jeust in Richtung Gemünden seine Spuren gelegt. Auffällig auch auf dem Areal des Johanneskirchenkopfes und im Wald auf den Höhen zwischen Geismar und Bergheim bis nach Königshagen und zur Weidelsburg; auch oberhalb von Wellen, also in der Gemeinde Edertal. Auch als sie hinter Frankenau durchs Lengelbachtal radelten und von Burg Hessenstein wieder zurück: „*T.K. WAS HERE*“ und hatte sich einmal auch als „UROPA“ verewigt. Auf einem anderen Weg musste er nach Schmittlotheim und von dort hinauf in den Wald zum Hagenstein hoch über dem Edertal vor dem Edersee gekommen sein.

Er beschränkte sich nicht auf seine eigenen angestammten Namen, sondern ergänzte an den Buchen, wo andere vor ihm ihre Schnitzereien hinterlassen hatten. Standen irgendwo „Papa und Mama“ mit ihren Kindern, setzte „T.K.“ zu „PAPA“ „DEPP“, zu „MAMA“ „HURE“ und zum Sohn „PASCAL“ „DIEB“. Fand er zum Beispiel ein „J.B.C.“, hängte er ans „C“ „CLOWN“, „J“ wurde in der Senkrechten zu „JUDAS“ und „B“ zu „BLÖDE“. Das Ergänzte ließ sich immer sehr gut aus dem Schriftbild ablesen wie auch vom Alter der Buchstaben, das sich aus der unterschiedlichen Rindeneinfärbung voneinander abgrenzen ließ. Das zeigte sich besonders an einer Schnitzerei zu „OMA“ und „OPA“ von 1972. Mit frischen Buchstaben waren sie zu „HURE“ und „DEPP“ gemacht.

„Hast du mal gezählt, wie viele Schnitzereien wir inzwischen fotografiert haben?“, fragte Eva.

„Fotografiert habe ich etwa 700 bis 800. Was wir aus Überdruss weggelassen haben oder weil wir den Fotoapparat nicht dabei hatten, würde ich grob auf 300 veranschlagen. Und wenn du davon ausgehst, dass wir noch gar nicht alles gefunden haben, landest du bei einer Zahl weit über 1000. Die Jahreszahlen reichen inzwischen von 1972 bis 2011. Der ist also bis vor kurzem hier unterwegs gewesen.“

„Wahnsinn. Wie hat der das alles gemacht? Willst du nicht mal beim Forstamt anrufen, ob da jemand etwas weiß? Denen muss doch etwas aufgefallen sein.“

Hans schrieb eine Mail ans Forstamt Vöhl. Es kam nach einer Woche die Antwort, dass Schnitzereien dieser Art bekannt seien, aber bisher kein Urheber festgestellt werden konnte.

„Wir hatten ja schon mal an die Polizei gedacht. Ob sich jemand von den Beschnitzten, wenn er etwas davon mitbekommen haben sollte, mit einer Anzeige gewehrt hat?“

„Fahr doch einfach mal zur Polizeistation, Hans.“

Ein mit den örtlichen Gegebenheiten gut vertrauter Polizeibeamter, der, wie er Hans sagte, unmittelbar vor seinem Eintritt in den Ruhestand war, nahm sich der Sache mit großer Aufmerksamkeit und Geduld an. Zwei Straftatbestände nahm er als Ausgangspunkt: Sachbeschädigung, früher Baumfrevel genannt und je nach Umständen geahndet, und Beleidigung. Es wunderte ihn der Umfang der Schnitzereien, die offenbar von einem Wildunger Bürger ausgegangen sein mussten. Er fand es erstaunlich, dass noch niemand von der Kurverwaltung vorstellig geworden war, zumal im Kurpark selbst und am Homberg, aber auch in den Zimmergründen hinter dem Wildunger Brauhaus kein Weg, an dem Buchen standen, ausgelassen war.

„Es muss doch jemanden geben, der weiß, wer sich hinter ‚KURT T. ' verbirgt. Außerdem habe ich am Homberg inzwischen auch entdeckt, wer mit ‚G' gemeint ist: ‚GERDA'. ‚KURT T.' und ‚GERDA T.' müssen etwas miteinander zu tun haben. In welchem Verhältnis über ‚VERENA', ‚TABEA', ‚TINA' und ‚TIMO' nachzudenken ist, bleibt eine Angelegenheit der Fantasie. Oder sollte in Ihren Unterlagen wegen irgendeines Vorgangs etwas existieren, wo der eine oder andere Vorname mit einem Nachnamen vorkommt, so dass eine Zuordnung möglich scheint?"

„Lassen Sie mir ein wenig Zeit. Können Sie mir vorerst vielleicht eine CD mit den Fotos für meine Unterlagen anfertigen?"

Das erledigte Hans noch am Nachmittag.

8

Der Sommer wurde zum Spätsommer.

„Eva, was sind wir inzwischen unterwegs gewesen!"

„Ja, Hans, das waren vor allem auch immer schöne Ausflüge. Zuletzt haben wir sogar wunderbare Steinpilze gefunden."

„Ja. Die Fahrt durchs Lengelbachtal an den Mühlen vorbei, hinauf zur Burg Hessenstein und dann am Mengerhof vorbei zurück nach Frankenau: tolle Gegend und immer wieder ein Erlebnis. Außer einem Pferdewagen mit einem Rentnertrupp sind wir niemandem begegnet."

„Sehr schön waren auch die Gänge über den Quernst. Da war mehr los. An der Bathildishütte hat doch wirklich eine junge Frau auf Meditationstour im Schlafsack bei einer Feuerstelle übernachtet. Und die riesigen alten Buchen sind schon sagenhaft schön."

„Und von einem Buchenstamm ‚*KILROY WAS WATCHING HER*' und passte auf, dass ihr nichts geschah."

„War dazu noch was geschnitzt?"

„Selbstverständlich. ‚MUTI + PAPI RATTEN'.‚MUTI' mit einem T."

„Hans, der hat nicht nur Probleme mit Frauen, sondern bei dem muss grundsätzlich was am Eltern-Kind-Verhältnis und am Oma- und Opasein gestört sein."

Am nächsten Tag war es regnerisch. Eva hatte einen ersten Herbstinfekt und legte sich vormittags fiebrig aufs Sofa. Hans fuhr zum Einkaufen in die Stadt und machte dann noch einen kleinen Umweg über Odershausen und stellte das Auto am letzten Haus vor dem Waldrand ab. Von da bis zur Umgehungsstraße gab es noch ein Stück Wander- und Wirtschaftsweg, das sie bei ihrem Gang zum Auenberg ausgelassen hatten. Hans täuschte sich nicht. Nach ein paar hundert Metern begegnete er „T.K.", der aus „K" nicht „KURT" ergänzt hatte, sondern „KOTZER", später „KRÖTE".

Als er aus dem Wald herauskam, öffnete sich am Haus, wo sein Auto stand, ein Fenster und ein älterer Herr machte ihn darauf aufmerksam, dass sein Auto ganz schlecht geparkt sei. In der Nachbarstraße sei eine Baustelle, und hier brauchten große Laster in Straßenbreite allen Platz.

„Sie können hier nicht stehen bleiben."

„Ich fahr ja schon weg. Übrigens: Haben Sie an der ersten Bank an dem Weg dort hinten die Schnitzereien schon wahrgenommen?"

Er ließ sich von Hans erklären, was er damit meinte.

„Nein, solche Schnitzereien gibt 's hier doch gar nicht. Die gibt 's in Frankenau. Da habe ich sie schon gesehen. Dazu kann Ihnen der Herr Schellenberg vom Waldecker Wanderverein was erzählen. Der wohnt in Frankenau."

„Steht der im Telefonbuch?"

„Ja, müsste zu finden sein."

Da es zu regnen anfing, verabschiedete sich Hans schnell, setzte sich ins Auto und fuhr nach Hause.

Er erzählte Eva, was er erlebt hatte, und fing an im Telefonbuch zu suchen. Den Namen Schellenberg gab es öfter. Hans suchte sich einen aus in der Überzeugung, dass ihm von diesem Schellenberg weitergeholfen würde, wenn er beim falschen gelandet wäre. Es war aber, wie es der Zufall wollte, gleich beim ersten Mal der richtige. Den „T.K." – er sagte gleich „T.K." – würde er mit seinen Wanderfreunden immer gleich im Walde grüßen, wenn sie wieder einmal seine Initialen auf einer Buche sähen. Das zöge sich ja durch den ganzen Kellerwald bis hinunter nach Gemünden. Er habe auch schon mal gewusst, was „T.K." bedeute. Inzwischen müsse er wohl aber gestorben sein. Sei ein älterer Mann gewesen. Hans fragte, ob er denn jemanden kenne, der etwas Genaueres über „T.K." wisse. Ja, da gebe es einen Wanderfreund aus Hundsdorf. Er würde sich erkundigen und Hans gleich zurückrufen.

Zehn Minuten später klingelte das Telefon. Er habe erfahren, dass „T.K." Kurt Traumhart bedeute. Der lebe wohl noch, aber nicht mehr in Bad Wildungen. Hans solle sich doch mal bei Herrn Schivelbusch erkundigen. Es gebe im Telefonbuch nur einen dieses Namens. Der sei ein Kollege von Traumhart gewesen und habe mit ihm im Modellbau zusammengearbeitet. Die hätten zusammen viele Leute zu Meistern ausgebildet.

Schon am Spätnachmittag saß Hans bei Schivelbuschs im Wohnzimmer auf dem Sofa, und Herr Schivelbusch ließ sich ins Bild setzen, was Hans mit seiner Frau über Traumhart aus den südöstlichen Waldecker Wäldern zusammengetragen hatte. Frau Schivelbusch schaute manchmal kurz vorbei, nahm aber nicht Platz, verließ das Wohnzimmer durch die offene Balkontür, kam zurück, hörte ein wenig zu und ging in ein anderes Zimmer. Hans hatte zur Illustrierung seiner Erzählung ein paar typische Fotos mitgebracht, die Schivelbusch eingehend betrachtete.

Nein, solche Schnitzereien könne er sich nicht als das Werk seines Kollegen vorstellen. Der sei ein kunstfertigerer Mensch gewesen, als dass er derartige Baumschnitzereien gemacht haben könne. Aber er sei ein eifriger Waldgänger gewesen. Jede freie Minute müsse der im Wald verbracht haben, wenn er nicht mit seinen Kunstwerken beschäftigt war. Bei der Arbeit hätten alle gewusst, dass Traumhart zum Feierabend oder am Wochenende irgendwo im Wald verschwunden sei. Dort habe er nach Stöcken geschaut.

„Wissen Sie, Herr Pohl, was es mit ‚Ziegenhainern' auf sich hat?"

„Ich kenne das in der Nähe gelegene Schwalmstadt, in dem Ziegenhain mit dem benachbarten Treysa eingemeindet aufgegangen ist. Was Ziegenhainer Besonderes an sich haben sollen, ist mir unbekannt."

„Sie sind doch im Unterschied zu mir Akademiker, ein studierter Mann. Sie sollten es wissen. ‚Ziegenhainer' sind gedrehte Spazierstöcke aus einem besonders harten Kirschholz, der Kornelkirsche. Die Drehung kommt in den Stock, wenn eine Waldrebe, das Geißblatt oder Efeu sich um den jungen Stamm ranken und ihn mit ihrem Windenwachstum gewissermaßen knebeln und ihm so eine wiederholte Drehung verleihen. Das war für Studenten im 19. Jahrhundert sowohl ein Wanderstock wie auch in Streitfällen eine Schlagwaffe anstatt des Säbels im Duell."

„Nein, so etwas ist mir völlig fremd. Schlagende Verbindungen habe ich von Marburg in Erinnerung. Absolut exotisch."

„Ich hab auch nicht ernst gemeint, dass Sie es wissen müssten. Traumhart hätte auch Kornelkirschenstöcke gesucht, wenn hier welche wachsen würden. Er suchte vor allem gedrehte Stöcke der Haselnuss oder der jungen Esche."

Frau Schivelbusch hatte gerade zugehört, verschwand kurz und kam mit zwei kunstvoll gefertigten und bemalten gedrehten Spazierstöcken zurück. In die Drehungen waren Rauten eingebrannt, die jede mit einer anderen kräftigen Farbe ausgemalt waren.

„Das war bei einer Einladung zu uns ein Mitbringsel von ihm. Hat er, ohne große Zeremonie, fast wegwerfend, irgendwohin gelegt, so dass wir fragen mussten, wozu und was das sei", sagte Frau Schivelbusch.

„Das war ein eigenartiger Mensch, in seinem Verhalten. Vor allem seiner Frau gegenüber. Die sagte praktisch nur etwas, wenn er es ihr erlaubt oder wenn er sie gefragt hatte. Sein Sohn ist so alt wie unserer. Der ist so verschlossen wie sein Vater. Unser Sohn ging mit ihm in eine Klasse. Sie waren nie richtig miteinander befreundet. Das klappte mit dem nicht. Der konnte so wenig mit jemandem warm werden wie sein Vater. Es gibt zwischen den beiden schon lange keinen Kontakt mehr. Er hat in Süddeutschland einen Arbeitsplatz und Familie. Dort sind die alten Traumharts vor ein paar Jahren hingezogen. Wenn ich so an Traumhart denke, würde ich sagen, dass er was Schizophrenes an sich hatte. Im Umgang mit unseren Meisterschülern konnte er etwas distanziert Kameradschaftliches zeigen. Der machte zum Beeindrucken der jungen Männer noch als 65-Jähriger den Handstand auf dem Lehrerpult. Er zeigte auch Fotos herum, auf denen er im Turnerhemd mit Hakenkreuz zu sehen war. War ein großer Sportler und bis ins hohe Alter durchtrainiert. – Das muss ich Ihnen auch erzählen: Wenn ich mir in unserem gemeinsamen Büro ein Fachbuch aus dem Regal hinter meinem Schreibtisch herausgenommen hatte und das Buch wieder zurückstellte, konnte ich sicher sein, dass er mich beobachtete. Egal wie ich das Buch zurückgestellt hatte, irgendwann stand er auf, trat ans Regal, rückte das Buch zurecht, als wisse nur er, was Bücher in einem Regal für einen Platz einzunehmen hätten. Der war auch jähzornig. Einmal, als er schon im Ruhestand war – er hat bis 67 gearbeitet –, schaute er vorbei, was er regelmäßig tat, und sah, wie ein junger Mann, mit dem Ellbogen an einen Schrank gelehnt und die Beine übereinander geschlagen, vor einem meiner jüngeren Kollegen stand und mit ihm sprach. Da stürzte Traumhart auf den jungen Mann los, trat ihm das Standbein weg, so dass er sich gerade noch fangen konnte, und fuhr ihn wie den Kollegen an, dass man hier anständig und mit Haltung zu stehen habe. Einer der jüngeren Kollegen bemerkte einmal, dass Traumhart am besten Disziplin hal-

ten könne, wenn eine Pistole griffbereit auf dem Pult liege – war natürlich nur ein Gedanke von ihm. Drückt aber aus, dass er keinen guten Draht zu den jungen Leuten fand."

Frau Schivelbusch war wieder hinausgegangen und mit zwei Schriftstücken zurückgekommen, die sie vor Hans Pohl auf den Tisch legte.

„Traumharts hatten außer ihrem Sohn noch zwei ältere Töchter, die in Süddeutschland verheiratet waren beziehungsweise sind. Die eine ist vor ein paar Jahren an Brustkrebs gestorben."

Hans Pohl unterbrach ihn und zeigte ihm ein Foto mit der „TUMOR"-Schnitzerei, das Schivelbusch ansah und ihm gleich wieder zurückgab.

„Traumhart malte auch. Der war vielseitig begabt. Der konnte was. Der fertigte Kopien von Gemälden berühmter Maler der Moderne an: Kandinsky, Picasso. Als das Architekturbüro seines Schwiegersohnes in Konkurs ging, hat er dessen Familie wieder auf die Beine geholfen, indem er Bilder verkaufte. Die brachten richtig Geld ein. Wie auch die Skulpturen, meistens abstrakt. – Bei einer dachte ich mir, dass sie wohl so aussehe, wie es in Traumharts Gehirn zugehe: verwirrt und durcheinander. – Wenn Sie nachher rausgehen, können Sie sich mal im Flur umsehen. Er hat uns auch zwei Kandinsky-Kopien geschenkt."

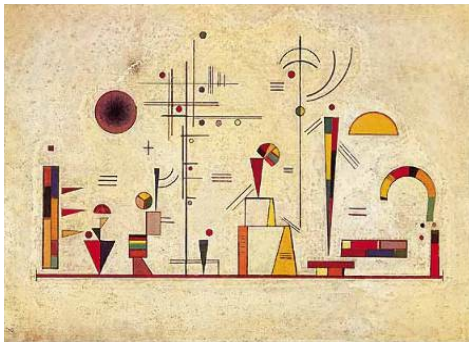
Frau Schivelbusch reichte Hans Pohl einen Brief und eine Todesanzeige. Es war die Anzeige für Kurt Traumharts Frau Gerda, die im Alter von 84 Jahren 2009 gestorben war. Hans traute seinen Augen nicht, als er die aufgeführten Namen der hinterbliebenen Familienangehörigen las. Da standen zunächst die Namen der drei Familien und der Eltern. Die Kinder der einen hießen Verena und Tabea, der zweiten Tina und Timo und in der dritten Familie, wohl die der verstorbenen Traumhart-Tochter, gab es eine Lisanne, deren Name ihm noch nirgends begegnet war.

Hans Pohl machte, um Fassung ringend, auf seine Entdeckung aufmerksam. Beide schauten so, als würden sie mit Hans Pohls Beobachtung nichts anfangen können.

Frau Schivelbusch reichte ihm den Brief. Er war eine Danksagung für die letzte Post zum Jahreswechsel an Herrn Traumhart. Die Schwiegertochter, Mutter von Verena und Tabea, schrieb, dass sie sich sehr um ihren Schwiegervater kümmern müsse. Er sei im letzten Jahr sehr schnell dement geworden, nachdem ihn ihr Mann im Frühjahr noch einmal nach Bad Wildungen gefahren habe. Die größte Freude könne sie ihm damit machen, wenn sie ihm Kreuzworträtselhefte vom Einkaufen mitbrächte. Er scrabble auch gern, was er meistens mit und gegen sich selbst tue.

Die Stimmung unter ihnen dreien hatte sich merklich abgekühlt. Verlegenheit machte sich breit. Es wurde befremdlich, und Hans Pohl fühlte sich wie geborgt und kam sich überflüssig und wie am falschen Platz vor. Er bedankte sich sehr dafür, so freundlich aufgenommen worden zu sein und so viel erfahren zu haben, wie er sich auch gleichzeitig entschuldigte, mit solch eigenartigen Erkundigungen bei ihnen aufgetaucht zu sein und mit Dingen aufgewartet zu haben, die ihnen völlig fremd, ja schlecht vorstellbar gewesen sein mussten.

Als Hans Pohl von Schivelbusch in den Flur geführt wurde, zeigte dieser auf die beiden Kandinskys, ging aber schnell weiter. Hans glaubte wieder seinen Augen nicht zu trauen, als er das griechisch-orthodoxe Doppelkreuz in Abstraktion so ausgeführt sah, wie es sich Kurt Traumhart in seinen Schnitzereien anverwandelt hatte.



„Schauen Sie mal, Herr Schivelbusch!“, rief Hans Pohl hinter ihm her.

„Ich hab ’s gleich gesehen und registriert. Das sieht wirklich dem ähnlich, was Sie mir gezeigt haben. Ich sagte Ihnen ja, der hatte bei allen Fähigkeiten, die ich immer bewundert habe, auch etwas Schizophrenes. Aber von Psychologie, die zum besseren Verständnis von dem notwendig ist, was Sie uns gezeigt haben, habe ich keine Ahnung. Will auch keine haben. Das ist mir zu kompliziert.“

9

„An einer Stelle, wo wir schon Schnitzzeichen gesehen haben, sind wir bisher nur kurz gewesen. Lass uns noch einmal in den Wald auf den Parkplatz gegenüber vom Braunauer Wasserbehälter auf dem Weg zum Gershäuser Hof und nach Bergfreiheit fahren.“

„Geht ’s dir um Lisanne?“ wollte Eva wissen.

„Ja, dieser Name, den ich noch nie gehört habe, fehlt uns noch in unserer Kollektion. Wäre wirklich das i-Tüpfelchen.“

Es war herbstlich frisch, als sie sich vom Parkplatz aufmachten. Eher bewölkt mit nur gelegentlichen Sonnendurchbrüchen. Hans hielt den Fotoapparat griffbereit. Es ging Schlag auf Schlag. Wie sie nachher auf der Wanderkarte nachmaßen, gab es auf 1200 m 46 beschnitzte Buchen. Wie nirgends sonst war hier alles versammelt, was sie sonst auf Quadratkilometer Waldfläche verteilt gesehen hatten.

Kurt Traumhart bezeichnete sich selbst als „RATTE“, „IDIOT“, seine Frau kam sowohl als „G.T.“ wie als ausgeschriebene „GERDA“ vor. Die nur hier geschnitzte Enkelin „LISANNE“ war mit dem Namen „KURT“ kombiniert zur „KURTISANE“ geworden. Er hatte auch „KURT/LISANNE“ geschnitzt und dabei „T“ und „L“ zu einem Doppelbuchstaben verschmolzen. Manche Schnitzereien waren auf so viel Baumeslänge angelegt, dass Traumhart eine Leiter hätte dabeigehabt haben müssen, um so hoch zu steigen. Aber wahrscheinlich war er als durchtrainierter Sportler als 80-Jähriger noch so hoch geklettert ... Es blieb nicht ganz

vorstellbar, es war aber an etlichen Bäumen auf diese Länge so geschnitzt worden. Vielleicht hatte er eine Kletterausrüstung mit Steigeisen und Sitzgurt ...

Auch bei „LISANNE“ war die bekannte Litanei abgelaufen: „IRRE“, „SAU“, „ARSCH“, „NUTTE“. „VERENA“ war wieder die „HIV-DIRNE“ oder die „PERVERSE HURE“, „eine „VIPER“ oder ein „VIEH“; „TABEA“ ein „BIEST“, eine „FOTZE“, mit „VERENA“ kombiniert „HURE“ und „GAUL“; „TINA“ war „NUTTE“, und „TIMO“ hatte ins „O“ einen Schlitz mit Loch und von einer Haarrosette umsäumt geschnitzt bekommen.

Als sie zum Parkplatz zurückgingen, schwiegen sie. Eva hatte Tränen in den Augen, als Hans sie anschaute. Sie war so angeschlagen wie er. Sie gingen schweigend in einigem Abstand voneinander. Jeder hatte mit sich zu tun, um mit seinem Aufgewühltsein und seiner Erschütterung fertig zu werden. Aber es war gut, den anderen in der Nähe zu wissen. Hans musste sich auf einen Baumstamm setzen, schluchzte würgend und laut und brauchte eine Weile, um sich wieder zu fassen.

Was hatte sich hier abgespielt? Mit was für einem Aufwand eine solche Familienhölle inszenieren! Ja, es war auch eine Inszenierung. Aber aus was für einem Stoff!

Eva und Hans waren sich dabei schnell sicher, dass alles nur Kopftheater in Kurt Traumharts Innerem war, für das er eine Bühne gefunden hatte. Mit den Enkelinnen und Enkeln dürfte er nie in näheren Kontakt gekommen sein, schon gar nicht in dichte körperliche Nähe.

Warum er sich auf die Enkelgeneration kapriziert und seinen Sohn und seine beiden Töchter – bis auf den einige wenige Male auftauchenden „TUMOR“ – gewissermaßen übersprungen hatte, konnten sie noch nicht nachvollziehen. Vielleicht waren die Enkel leichtere Objekte für seine Projektionen, weil sie weiter weg waren als die eigenen Kinder und in deren Familien Hunderte von Kilometern entfernt lebten. Gerade weil er nichts Direktes im alltäglichen Lebensvollzug mit ihnen zu tun bekommen hatte, konnte er seine Fantasie sich an ihnen austoben lassen. Daraus wäre zu folgern gewesen, dass sie, hätten sie in größerer Nähe zu ihm gestanden, nie Gegenstände seiner Schnitzereien hätten geworden sein können. Auch seine Frau hatte er vergleichsweise geschont, die Obszönitäten nur ins „G“ gesteckt, aber nie verbalisiert außer in der „HURE“ zu „OMA“ und in der „RATTE“ zu „MUTI“.

Beachtlich die Attributlitanei, die er zu sich selbst hinzuschnitzte: „ARSCH“, „BIN LADEN“, „DEPP“, „DOOF“, „ESEL“, „IDIOT“, „IRRE“, „JUDE“, „KOT“, „KÖTER“, „KOTZER“, „KRÖTE“, „LUDER“, „LÜMMEL“, „LUMP“, „RATTE“, „SAU“.

Bei „KOT“ kam hinzu, dass es in eines der wenigen Herzen – das einzige mit „K.T.“ und „G.T.“ – geschnitzt war und auch mit „G T“ hätte zu „GOT(T)“ ergänzt werden können. Ob Traumhart mit der alten Frage gerungen haben konnte, ob Gott oder die Engel und andere jenseitige Wesen Stuhlgang haben, wo doch die Menschen nach seinem/ihrem Bilde geschaffen worden sein sollen?

Es gab auch ein von einem Amorpfeil durchbohrtes Herz, einmal offenbar eine Erinnerung an „Dick-und-Doof“-Filme, weil ein „LAUREL“ in einer Graffito-Darstellung mit den bekannten Frauennamen, dazu „TIMO“ und „R.K.“ – wahrscheinlich Reinhold Kurt – zusammengestellt war. Unweit davon ein Rund-um-Graffito an einer Buche an einer Wegekreuzung. Sehr spät und zunächst für Eva und Hans noch nicht ganz zu ihrem eigenen Bild von „T.K.“ hinzuzufügen, tauchte einige Male ein „GAY“ und im Zusammenhang mit „TABEA“ zweimal „LESBE“ auf.

Die groben Zusammenhänge waren jedoch auf einmal, was die Schnitzereien anging, geklärt, zumindest oberflächlich und mit Hilfe zahlreicher Zufälle, auch der bemerkenswertesten Art, wenn Hans daran dachte, über welche Ereigniskette er Schivelbuschs kennen gelernt hatte. Was es insgesamt bedeuten sollte, blieb rätselhaft. Lag schweres persönliches Gestörtsein vor? Gab es einen leidenschaftlichen Willen, für sich selbst Klarheit zu gewinnen? Gab es in dem offenkundig als persönliches Scheitern und als individuelle Hölle erlebten inneren Chaos ein religiös unterlegtes Verlangen nach Erlösung? Schlug das Christentum in dem in seiner Kindheit vielleicht Messdiener gewesenen „T.K.“ durch, mit allen Fährnissen, die das bedeuten konnte? Auf jeden Fall war es ihm gelungen, im täglichen Leben, bis auf die von Schivelbusch geschilderten Ausrutscher, alle Formen zu wahren und ein hohes Alter zu erreichen. Die antrainierte Maske bürgerlichen Anstands und Wohlerzogenheit hatte einen guten Sitz und mochte ihm beim bösen Spiel immer eine einigermaßen gute Miene ermöglicht haben.

Ein paar Tage später ging Hans noch einmal zur Polizei und teilte dem Beamten mit, was seine Recherchen in den letzten Tagen ergeben hatten. Der Beamte machte seine erste schwere Herbsterkältung durch, hatte kaum noch Stimme und schniefte ununterbrochen.

„Herr Pohl, was ich noch beitragen kann – immer vorausgesetzt, Sie liegen richtig –, sind die biografischen Daten von Kurt Traumhart. Er wurde 1920 in Quint/Trier geboren, heißt außer Kurt noch Reinhold Julius und lebte mit seiner Familie von 1972 bis 2005 in Wildungen. 2005 zog er mit seiner Frau nach Süddeutschland in den Haushalt seines Sohnes. Seine Frau war fünf Jahre jünger als er; aber das wissen Sie ja. Was Sie zusammengetragen haben, würde, wenn ich es an die jetzt zuständige Behörde weiterleiten würde, zu einem endlosen Unter-

suchungsaufwand führen, von dem ich nicht wissen möchte, was er für die Betroffenen bedeuten würde. Wenn Sie sagen, dass er dement ist, wissen Sie schon mehr als wir. Das würde aber noch deutlicher darauf schließen lassen, dass hier nichts mehr zu lösen ist. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dass abgesehen von Sachbeschädigung oder Beleidigung der viel schlimmere Straftatbestand, nämlich der des familiären Missbrauchs, nicht gegeben sein kann. Wer sollte das jetzt herauszufinden versuchen und wie? Wären Sie damit einverstanden, wenn ich alles in den Reißwolf stecke und Sie und ich davon ausgehen, dass Sie nie hier waren und mit mir gesprochen haben?“

„Sie haben mitbekommen, dass ich gegen niemanden Böses im Schilde führte. Was mich zu Ihnen führte, war das Verlangen nach Klarheit, das Sie sicher ähnlich wie ich gespürt hätten, wenn Sie sich auf das eingelassen hätten, was meine Frau und ich seit Monaten verfolgen. Sie werden gemerkt haben, dass ich nichts anderes als mein Verlangen nach Klarheit anzeigen wollte. Anlass war der stadtwaldweite öffentliche Angriff auf die menschliche Würde der immer gleichen Frauen. Ihre Erwähnung von Sachbeschädigung kam mir schon unangemessen vor. Denn Traumhart wusste sehr gut, wie er schonend mit Rinde umzugehen und Buchen zu behandeln hatte. Er schnitzte nie bis auf das nackte Holz hindurch, sondern kratzte gewissermaßen immer nur die Rindenoberfläche und die oberste Schutzschicht an. Der Reißwolf scheint mir angemessen. Wenn ich noch einige Zeit daran herumzukauen haben werde, ist das meine Privatangelegenheit. Die wurde jedoch von etwas Veröffentlichtem ausgelöst.“

„Sie sind ein sehr aufmerksamer Mensch, und es hat mir Spaß gemacht, von Ihnen so auf dem Laufenden gehalten zu werden. Worauf Sie da gestoßen sind, scheint mir aber für polizeiliche Ermittlungen zu vielschichtig und zu tief in den persönlichsten Bereich von Menschen hineinzuführen, die offenkundig keine Ahnung haben. Wir sind eigentlich die falsche Adresse, solange keine unmittelbare Gefahr im Verzuge ist. Besser, dass Sie das gewissermaßen im Vorfeld geklärt haben und es nicht in die Hände von Amtspersonen geriet. Machen Sie ’s weiter gut!“

10

Eva und Hans standen vor dem Küchenfenster. Es war ein schöner Morgen, der übern Büraberg und durchs Edertal kam. Auf der Wiese weideten Nachbars Kühe. Zwei grasten dicht am Stacheldrahtzaun, eine hob kauend den Kopf und schaute mit großen Augen durchs Fenster zu ihnen. Auf der anderen Wiesenseite sahen sie hinter dem Friedhofszaun das große schwarze steinerne Grabkreuz aufragen. In der Nähe war das Urnengrab von Evas Vater. Dort würden sie beide auch noch hineinpassen.

„Ich denke gerade wieder an unser Sommerabenteuer“, sagte Eva. „Ich frage mich, wie alt die Enkel sind. 1972 müsste einer geboren sein, denn da gibt es ja die ‚Oma-Opa‘-Schnitzerei mit dem Nachtrag.“

„Weißt du was? Ich google jetzt einfach mal. Namen haben wir genug. Es würde mich wundern, wenn ich mit meiner Suchtechnik nicht auf das eine oder andere stoßen würde, was uns weiterhilft.“

Hans war eine Weile im Internet. Eva arbeitete in der Küche und bereitete das Mittagessen vor. Ab und zu schaute sie vorbei, oder Hans ging zu ihr hin, wenn er wieder etwas gefunden

hatte. Denn die Suche gestaltete sich erfolgreich. Es musste Timo sein, der 1972 geboren war; denn es gab eine Schulseite, wo er unter dem Jahrgang der 1978 Eingeschulten aufgeführt wurde. Dann geriet er ins „Facebook“. Er fand dort Timo und – mit einiger Wahrscheinlichkeit – seine Schwester Tina, die als zweiten Vornamen Maja angab und ein wenig jünger als ihr Bruder sein musste. Von ihnen führte ein Weg zu Lisanne, von der auch ein schönes Porträtfoto erschien. Der Vater von Verena und Tabea war auch bei „Facebook“ zu finden. Seine Töchter Verena und Tabea führten Hans auch zu ergiebigen Einträgen im Internet, wiederum mit Fotos und Jahresangaben. Sie waren die fast um eine Generation jüngeren Töchter des als Nachkömmling 1963 geborenen Sohnes von Traumharts, der bis zu seiner Ausbildung bei seinen Eltern in Bad Wildungen gelebt hatte. Tabea war die Ältere, Verena die Jüngere, 2010 etwa 12 und 14 Jahre alt. Zu den anderen beiden Familien gab es auch Spuren im Internet. Zu dem Altersunterschied zwischen „TINA“ „VERENA“ und „TABEA“ gab es eine entsprechende Schnitzerei, und zwar in der Generationenfolge von Großvater „T.K.“ zu zwei Enkelinnen, wo „TINA“ als großbrüstige erwachsene Frau dargestellt war, wohingegen „TABEA“ im wirklichen Leben noch ein Kleinkind gewesen sein muss, aber um die „FOTZE“ in der Sicht ihres Großvaters nicht herumkommen konnte. Tina oder Timo, vielleicht auch Lisanne, konnten „T.K.“ auch zum „UROPA“ gemacht haben, als den er sich ebenfalls geschnitzt hatte.

„Hans, das ist die Bestätigung, dass es zwischen ‚T.K.‘ und den von ihm am heftigsten mit obszönem Beiwerk versehenen Jüngsten keine engen Beziehungen gegeben haben kann. Das war eine Veranstaltung in ‚T.K.‘s Kopftheater. Niemand aus der Enkelgeneration wird etwas von Opas schnitzenden Umtriebigkeiten im Kellerwald wissen, weil sie höchstens in Wildungen zu Besuch gewesen waren. Und Traumharts hatten hier kein Haus, sondern nur eine entsprechend kleine Mietwohnung. Ich schätze, dass er, wenn Familienbesuch da war, das alles seiner Frau überließ und noch schneller als sonst im Wald verschwand.“

„Was mir so ungeheuerlich, aber andererseits auch wieder nachvollziehbar und plausibel vorkommt, ist, dass er sich offenbar bis zu seinem Ruhestand 1987 einigermaßen bedeckt hielt. Erst um diese Zeit herum, als er nicht mehr zu fürchten brauchte, an seinem Arbeitsplatz wegen seiner Schnitzereien bloßgestellt zu werden, quollen die Obszönitäten aus ihm heraus. Sie erreichten ihren Höhepunkt nach der Geburt von Tabea und Verena um 2000 herum. Da war er achtzig. Was für ein trauriger, umgetriebener, alter Mann! Der ist 2011 noch als 91-Jähriger am Edersee herumgeturnt, hat nochmal ‚PUFF‘ und ‚KACKE‘ um ein vom Liebespfeil durch-

bohrtes Herz geschnitzt und in unmittelbarer Nähe bei ‚TINA' die letzte Jahreszahl in seinem Schnitzuniversum 2010 angebracht."

„Und dabei wird er wie immer darauf geachtet haben, dass ihn niemand sieht. Was für eine traurige Geschichte ..."

„Wie kommt er darauf, seine jüngsten Enkeltöchter so auf der Welt zu begrüßen, dass er ‚VERENA' gleich die damals vor allem unter Schwulen, Fixern und Prostituierten verbreiteten AIDS-Erkrankung andichtete?"

Eva erinnerte an etwas, was sie sich bisher kaum bewusst gemacht hatten, dass nämlich Tabeas Name zweimal als Ausgangspunkt für „LESBE" diente, dass „GAY" einmal neben „T.K." stand und einmal am „G" von „T.G." hing. Ein weiteres Mal hatte er „AY" an ein bereits vorhandenes „G" gehängt und ihm ein „HEY" vorausgehen lassen: „HEY GAY". Hans ließ sich auf Mutmaßungen ein:

„Traumhart wurde 1920 im inzwischen ins katholische Trier eingemeindeten Quint geboren. Übrigens: Dort gab es Gießereibetriebe, zu denen Modellbau gehörte; seine Modellbauerei als Beruf könnte ein von dort über seinen Vater vermitteltes Erbe sein. Er könnte wirklich Messdiener gewesen sein, muss aber später – noch als Jugendlicher – umgezogen sein, denn er soll unüberhörbar geschwäbelt haben. Dann wird er in der NS-Turnerschaft gewesen sein, ganz sicher bis 1945 Kriegsteilnehmer. Hat dann irgendwo in Schwaben nach dem Krieg ziemlich bald die fünf Jahre jüngere Gerda geheiratet, ziemlich schnell zwei Töchter und als Nachkömmling einen Sohn gezeugt. Wenn in dieser Zeit Sexualerziehung stattfand, dann beschränkte sie sich auf totale Kontrolle fürs Anständigsein und -bleiben. ‚Dass du mir nur ja keine Schande machst', höre ich noch meine Mutter sagen, wenn sie wusste, dass ich mit dir zusammen war. Das Allerletzte, was passieren durfte, war 's Schwulsein. Paragraph 175 – wie auch der uns noch in lebhafter Erinnerung gebliebene Kuppeleiparagraph – galten endlos lange bis 1994!"

„Meinst du, dass ‚T.K.' im hohen Alter übers Schwulsein nachdenken konnte, Schwulsein als Gedanken überhaupt zulassen konnte? Könnte es sein, dass er mit ‚GAY'- und ‚LESBE'-Schnitzereien ein kleines ‚*Coming-out*' ausprobierte?"

„Ich versuch 's mir gerade vorzustellen. Du weißt, dass ich zwei schwule Klassenkameraden hatte, die beide in die Großstadt zogen und von denen der eine – wohl wegen und für seine Mutter, die nach dem frühen Tod ihres ältesten Sohnes doch noch Enkel von ihrem Jüngsten haben wollte – heiratete, aber nebenher auf dem Frankfurter Strich unterwegs war, weil das Lehrersein nicht genügend Freiraum zum Ausleben seiner Päderastie bot. Der musste immer auf der Hut sein. Mich hat er einmal, als wir beide zur Tanzstunde gingen, in einem Hausflur umarmt und mir seine Zunge in den Mund gesteckt. Nachher wollte er von mir wissen, wie das denn mit den Mädchen gehe und ob ich ihm nicht helfen könne."

„Ich denke gerade an deinen Kollegen Gernot. Der hat sich dir so unverschämt und so was von eindeutig unter meinen Augen und in der Gesellschaft von Inge genähert und dir den Nacken gekrault, dass ich richtig gemerkt habe, wie du erstarrtest, aber nicht ausweichen konntest, weil du am Steuer saßt. Du hast wohl auch nichts sagen können. Was sagt man auch in einer Situation, mit der niemand rechnet? Der hat wohl auch genau eingeschätzt, dass du ihn in der Frauengesellschaft nicht zurechtweisen würdest. Allzu lange hat er ja dann auch nicht seine Hände an deinem Hals und in deinen Haaren gehabt."

„Das war schon grell ... Er ist oder war verheiratet, wie du ja bestens weißt. Sie hatten drei Kinder. Ich habe vertretungsweise in einer Klasse 7 unterrichtet, wo er Englischlehrer war. Da gab es einen auffällig netten, aufgeschlossenen, aber wohl auch sehr anhänglichen Jungen, der meistens nach dem Unterricht zu mir kam und mit mir über alles Mögliche sprechen wollte. Hieß, wenn mich nicht alles täuscht, Florian. Der war, wie ich zufällig später erfuhr, bevorzugtes pädagogisches Objekt von Gernot. Seine Spezialität: Schüler vor die Klasse zitieren und englische Vokabeln abfragen, mit dem aufgeschlagenen Notenbuch und rotem Kugelschreiber in der Hand. Florian, dessen flatternde Angst ihm ins Gesicht geschrieben stand, der aber der Lehrerautorität wie gebannt ausgeliefert war und dem nichts mehr einfiel, sobald er unter Druck gesetzt wurde, trieb er so in die Enge, dass er sich vor der Klasse in die Hose pinkelte. Es gab niemanden, der ihn schützte. Wohl auch keine Familie im Hintergrund. Wenn mich nicht alles täuscht, kam er aus dem Kinderheim. Er war dann von heute auf morgen aus der Schule verschwunden. Das Gymnasium war für ihn gestorben. Und Gernot müsste irgendwann nach mir in den Ruhestand gegangen und in die Großstadt gezogen sein."

„Wir haben doch, als wir den Haushalt meiner Eltern auflösten, aus den Buchbeständen zwei Aufklärungsbücher aus der NS-Zeit mitgenommen. Wo stehen die denn?"

„Neben der Sammlung von ‚Benimm'-Büchern, die ich einmal angelegt habe. Drittes Regal von links, ziemlich in der Mitte und ein mittleres Fach."

Eva ging ins Arbeitszimmer und kam mit „*Das Buch vom Mann*" und „*Die Frau. Ein neuzeitliches Gesundheitsbuch von Dr. med. Hermann Paull*" von 1919, ununterbrochen bis 1940 aufgelegt, wieder ins Wohnzimmer. Sie blätterte im „*Buch vom Mann*".

„Ich glaube, ich hab hier was. Überschrift: ‚*Die seelisch-geschlechtlichen Abirrungen*'. Hat mich noch nie interessiert. Damals, als ich die Bücher bei meinen Eltern fand, haben mich nur die Bilder interessiert. Waren aber nur Querschnitte durch den männlichen und weiblichen Unterleib. Das, was ich sehen und wiedererkennen wollte, gab es nicht. Hör mal zu, was ich dir vorlese:

> ‚Die seelisch-geschlechtlichen Abirrungen
>
> Bei der sogenannten konträren Sexualempfindung oder der Homosexualität bezieht sich die Geschlechtsempfindung des davon Betroffenen überhaupt nicht auf das andere, sondern auf das eigene Geschlecht. Homosexuelle Männer, Urninge[2] genannt, empfinden geschlechtliche Liebe nur zu Männern, beziehungsweise Jünglingen, homosexuelle Weiber nur zu Frauen oder Mädchen. Nur das eigene Geschlecht ist imstande, sexuelle Erregungen bei solchen Kranken hervorzurufen, das andere Geschlecht lässt sie vollkommen kalt. Oder erfüllt sie sogar in manchen Fällen mit Ekel und Abscheu.
>
> Die Homosexualität der Weiber wird als ‚lesbische Liebe', das homosexuelle Weib als ‚Tribade' bezeichnet. Prinzipiell unterscheidet sie sich nicht von der Homosexualität des Mannes. Auch sie zeichnet sich durch Verliebtheiten, Liebesszenen, Abenteuer der merkwürdigsten Art. Im allgemeinen tritt die Entartungserscheinung beim weiblichen Geschlechte in geringerem Grade auf und kommt viel seltener vor als bei Männern. Das drückt sich schon darin aus, dass nur die homosexuellen Liebesakte unter Männern strafbar sind (§ 175).[3]
>
> Die Homosexualität ist unter der Bezeichnung ‚Knabenliebe' schon bei den Griechen und Römern vorgekommen und sehr verbreitet gewesen. Sie wird hier mit Recht als ein Zeichen der sich einstellenden *Volksentartung* angesehen. Die Homosexuellen der Neuzeit

wollen zwar immer wieder dartun, dass ihre ‚Eigenart' eine vollständig harmlose sei. Sehr bedenklich aber muss es erscheinen, wenn sich in der Zeit des Materialismus Schriftsteller gefunden haben, welche die mannmännliche Liebe als den natürlichen, die *Heterosexualität*, die *mannweibliche Liebe*, hingegen als den unnatürlichen Liebestrieb darstellen wollen. Wäre diese Ansicht recht, dann hätte sich die Menschheit bis zur heutigen Stunde auf widernatürliche Weise fortgepflanzt. Diese merkwürdige Ansicht ist auch wohl von Urningen ausgesprochen worden. Wenn es möglich gewesen ist, dass die Urninge sich unter den Augen der Regierung ‚organisieren' konnten, um vom Reichstage die Straflosigkeit des mannmännlichen Liebesverkehrs zu verlangen, so ist damit der Grad der Entartung der hinter uns liegenden Zeit des Materialismus genügend gekennzeichnet. Wenn es ernst ist mit der Wiederherstellung der sittlichen, Kindersegen erstrebenden Ehe im Volke, der wird solchem Begehren der Unsittlichkeit immer mit Nachdruck entgegentreten. Der Urning ist zu einer Ehe mit einem weiblichen Wesen in der Regel ungeeignet.
Es muss hierauf besonders hingewiesen werden, da Urninge erfahrungsgemäß nicht selten zur Ehe gelangen. Denn die Ehe wird auch für diese Krankheit als Heilmittel angesehen und empfohlen. Mit vollkommenem Unrecht! *Eine wirklich glückliche Ehe kann ein Urning niemals führen.* Wie ist das seelische und körperliche Ineinanderhineinwachsen, das gegenseitige unaufhörliche Liebesopfer der glücklichen Ehe denkbar bei so ungeheuer sittlicher und sexueller Entartung? Wenn die Hinneigung zum anderen Geschlechte gewissermaßen erst angelernt werden muss, dann wird sie immer mangelhaft und unvollkommen bleiben.
Noch ungeheuerlicher erscheint es mir, wenn von gewissen Ärzten zur Heilung dieser Charakterkrankheit angegeben wurde, die Urninge sollten sich *bei den Prostituierten* an die *normale Geschlechtsempfindung* gewöhnen!!
Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine sittliche Entartung durch eine scheußliche Unsittlichkeit geheilt werden soll! Die Prostitution als Heilmittel gegen Sittlichkeitsdefekte ist für mich eine Ungeheuerlichkeit, gegen die sich mein ganzes Innere sträubt.
Wenn es gelingt, dem Kranken die sittliche Kraft der glücklichen Ehe in seinen Vorstellungskreis einzuschalten, in sein Gemütsleben die Schönheit und Erhabenheit des ehelichen Opferbrandes einzuflechten, dann kann Heilung erzielt werden, wenn noch ein Rest sittlicher Vorstellungen bei dem Kranken vorhanden ist.'[4]"

Was dagegen richtige Männerliebe wäre, exemplifiziert der Herr Stadtobermedizinalrat und Schularzt von Karlsruhe als auflagenstarker „Aufklärer".

Hans nahm seinerseits das Buch, wollte weiter vorlesen und erwähnte, dass er eigentlich Gesangseinlagen bringen müsste. Aber bei Wagner sei das zuviel von ihm verlangt:

„ ‚Der Mann und die Liebe
Zu Beginn der Ausführungen dieses Abschnitts bitte ich meine Leser, mich im Geiste zu begleiten in die Sängerhalle auf der Wartburg, um teilzunehmen an dem Sängerstreite, den Richard Wagner in seinem ‚*Tannhäuser*' besingt.
Der Landgraf Hermann hat die Aufgabe des Tages in die Worte gekleidet: ‚Könnt Ihr der *Liebe* Wesen mir ergründen? Wer es vermag, wer sie am würdigsten besingt, dem reich'

Elisabeth den Preis, er fordere ihn, so hoch und kühn er wolle, ich sorge, dass sie ihn gewähren solle.‘
Zuerst wird Wolfram von Eschenbach zum Liede aufgerufen. Er, der kühne, keusche, reine blickt auf zur Elisabeth, die in züchtiger Reinheit unter erhöhtem Baldachin wie ein heller Stern über der Gesellschaft leuchtet, einen beglückenden Hauch *edler Weiblichkeit* über die ganze Versammlung ausstrahlend.
Ihr ins Auge schauend singt Wolfram in echter, deutscher, entsagender *Ritterlichkeit*:

Und sieh, mir zeiget sich ein Wunderbronnen,
in den mein Geist voll hohen Staunens blickt:
aus ihm er schöpfet gnadenreiche Wonnen,
durch die mein Herz er namenlos erquickt.
Und nimmer möchte ich diesen Bronnen trüben,
berühren nicht den Quell mit frevlem Mut:
in Anbetung möchte' ich mich opfernd üben,
vergießen froh mein letztes Herzensblut!
Ihr Edlen mögt in diesen Worten lesen,
wie ich erkenn' der Liebe reinstes Wesen.

Da erhebt sich Tannhäuser, der jugendliche kühne Sänger, der diesen edlen Kreis so lange gemieden, weil er in den Armen der Buhlerin die Wonnen eines ungezügelten Trieblebens bis zur Neige ausgekostet hatte.
Trotzdem war er soeben noch der hingebenden, tiefen Liebe der nichts ahnenden Elisabeth sicher geworden.
Aber in der Erinnerung an die durchkosteten Liebesschauer in den Armen der Buhlerin im Venusberge vergisst er ganz seine Idealgestalt Elisabeth, und es erwacht wieder in ihm die ungezügelte, unbändige Macht seines ihm alle Besinnung raubenden Trieblebens. Liebe ist ihm Genuss. Darum singt er in äußerster Verzückung:

Dir, Göttin Liebe, soll mein Lied ertönen,
Gesungen laut sei jetzt dein Preis von mir!
Dein süßer Reiz ist Quelle alles Schönen,
Und jedes holde Wunder stammt von dir!

Wer dich mit Glut in seinen Arm geschlossen,
Was Liebe ist, kennt der, nur der allein!
Armsel'ge, die ihr Liebe nie genossen,
Zieht hin! Zieht in den Berg der Venus ein!

Venusberg! Das war das Wort, welches den Tannhäuser als einen Verbrecher an der Heiligkeit der von dem jugendlichen Ritter des Mittelalters geforderten Keuschheit brandmarkte; das war das Wort, das sich wie ein mörderischer Dolch jäh in das liebende Herz der jungfräulich reinen Elisabeth senkte; das war das Wort, durch welches der Frevler aus dem Kreise edler Männer und Frauen verbannt wurde, durch welches er der ewigen Seligkeit verlustig gehen musste.
Tannhäuser hat in Rom die Befreiung von seiner Schuld nicht gefunden.

Hast du böse Lust geteilt,

Dich an der Hölle Glut entflammt,
Hast du im Venusberg geweilt,
So bist nun ewig du verbannt,

Wie dieser Stab in meiner Hand,
Nie mehr sich schmückt mit frischem Grün,
Kann aus der Hölle heißem Brand
Erlösung nimmer dir erblühn!

So schallt es ihm, dem Büßer, in Rom aus dem höchsten Priesteramt entgegen. Da erwacht wieder in dem Verstoßenen und Verdammten die wilde Lust. Er will zum Venusberg den Weg zurückfinden. Schon ganz nahe ist er ihm gekommen. Er sieht im Geiste die Buhlerin und hört ihre verführerischen Worte. Er will sich mit Gewalt von der Welt losreißen, die ihn verstoßen, und in ihren Armen, an ihrer Brust, an ihrem Leibe Vergessenheit trinken.
Da tönt ihm im letzten Augenblick der Name der Heiligen aus Wolframs Mund entgegen, die er gemordet, die sterbend für ihn, für ihres Mörders Seelenheil gebetet hat: Elisabeth! Furchtbarer Kampf und herrlicher Sieg in Tannhäusers Brust.
Der verdorrte Stab beginnt zu grünen. Durch das Gebet der reinen, unbefleckten Jungfrau ist Tannhäuser entsühnt und stirbt am Sarge der heiligen Elisabeth.
(...)
Reinheit und Schuld! Zwischen diesen beiden Polen hat sich die menschliche Kultur entwickelt.
(...)
Ich kenne Frauen, die mehrfach geboren haben, ohne jemals auch nur einen Hauch von Wollust empfunden zu haben. Und trotzdem waren sie echte, treue, aufopfernde, liebevolle Mütter und ebenso zärtliche, hingebende Gattinnen von echter Mütterlichkeit. Mutter werden und Mutter sein, mütterlich denken ohne jede Triebregung! Liegt darin nicht etwas *Erhabenes, Übermenschliches*? Die Krone des Lebens zu tragen ohne die geringste Spur jenes Triebes zu empfinden, der den Menschen am stärksten mit der Erde verbindet!
(...)
Die körperliche Vereinigung ist für sie – den edlen Mann und sein geliebtes Weib – der Opferbrand, durch den der Bund der Liebe und Treue immer wieder aufs neue besiegelt wird. (...) Und in der Tat, das Opfer ist das Zeichen der wahrhaft edlen geschlechtlichen Liebe, das Opfer des Mannes, der seine Triebe seinem Weib zulieb unter seinen Willen beugt und zurückstellt, das Opfer des Weibes, das sich selbst hingibt, um dem geliebten Manne die höchsten irdischen Wonnen zu gewähren und aus dem Überdrang seiner Kraft ihre eigene höchste Sehnsucht zu stillen: Mutterschaft! Altruismus und Egoismus in der höchsten Entfaltung und gegenseitiger Zügelung.' "

Hans fiel in diesem Zusammenhang noch etwas anderes ein. Er hatte aus den 1970er Jahren ein Buch mit Reden von Heinrich Himmler. Eine davon handelte von der Warnung vor Homosexualität bei SS-Leuten. Der um die Zukunft des deutschen Volkes mindestens so wie Hermann Paull besorgte Himmler hatte sie 1937 vor SS-Gruppenführern in Bad Tölz gehalten. Er musste auf die richtige deutsche Mannesliebe mit „deutschblütigen" Frauen – so der

Eintrag im Standesregister ab 1938 – vertrauen können, wenn er an die Siedlungsvorhaben in Osteuropa bis zum Ural dachte. Dazu sollte die deutsche Frau gebären, gebären, gebären; am besten Jungen. Der Osten war weit und groß. Millionen deutscher oder – ausgeweitet – germanischer Menschen sollten dort siedeln, nachdem Slawen und Juden verschwunden gewesen wären.

„Ist eine Zumutung, das zu lesen. Aber mach 's einfach mal. Muss nicht gleich sein. Aber ich denke, dass das etwas von dem Hintergrund verdeutlicht, vor dem ‚T.K.' jung war und seine Geschlechtsrolle finden musste."

11

„Als wir die Macht im Jahre 1933 übernahmen, fanden wir auch die homosexuellen Vereine vor. Die eingetragenen Mitglieder betrugen zwei Millionen; die vorsichtigen Schätzungen der bearbeitenden Beamten gehen auf zwei bis vier Millionen Homosexueller in Deutschland. Ich persönlich greife diese Zahl nicht so hoch, weil ich nicht glaube, daß alle, die in diesen Vereinen waren, wirklich persönlich homosexuell waren. Anderenteils bin ich natürlich überzeugt, daß nicht alle Homosexuellen in den Vereinen eingetragen waren. Ich schätze zwischen ein bis zwei Millionen. Eine Million ist aber wirklich das Minimum, das wir annehmen müssen, das ist die allergeringste und mildeste Schätzung, die auf diesem Gebiet zulässig ist.

Ich bitte Sie, sich das einmal zu vergegenwärtigen. Wir haben in Deutschland nach den neuesten Volkszählungen wohl 67 bis 68 Millionen Menschen, das bedeutet an Männern, wenn ich ganz rohe Zahlen nehme, rund 34 Millionen. Dann sind an geschlechtsfähigen Männern (also an Männern über 16 Jahren) ungefähr 20 Millionen vorhanden. Es kann hier eine Million fehlgegriffen sein, das spielt aber keine Rolle.

Wenn ich ein bis zwei Millionen Homosexuelle annehme, so ergibt das, daß ungefähr 7 - 8 -10 % der Männer in Deutschland homosexuell sind. Das bedeutet, wenn das so bleibt, daß unser Volk an dieser Seuche kaputtgeht. Ein Volk wird es auf die Dauer nicht aushalten, daß sein Geschlechtshaushalt und Gleichgewicht derartig gestört ist. Wenn Sie weiter die Tatsache noch mit in Rechnung stellen, die ich nicht in Rechnung gezogen habe, daß wir bei einer gleichbleibenden Zahl von Frauen rund zwei Millionen Männer zu wenig haben, die im Krieg gefallen sind, dann können Sie sich vorstellen, wie dieses Übergewicht von zwei Millionen Homosexuellen und zwei Millionen Gefallenen, also rund vier Millionen fehlender geschlechtsfähiger Männer den Geschlechtshaushalt Deutschlands in Unordnung bringt und zu einer Katastrophe wird.

Ich will Ihnen über diese Frage der Homosexualität ein paar Gedanken entwickeln. Es gibt unter den Homosexuellen Leute, die stehen auf dem Standpunkt: was ich mache, geht niemanden etwas an, das ist meine Privatangelegenheit. Alle Dinge, die sich auf dem geschlechtlichen Sektor bewegen, sind jedoch keine Privatangelegenheit eines einzelnen, sondern sie bedeuten das Leben und das Sterben des Volkes, bedeuten die Weltmacht und die Verschweizerung. Das Volk, das sehr viel Kinder hat, hat die Anwartschaft auf die Weltmacht und Weltbeherrschung. Ein gutrassiges Volk, das sehr wenig

Kinder hat, besitzt den sicheren Schein für das Grab, für die Bedeutungslosigkeit in 50 und 100 Jahren, für das Begräbnis in zweihundert und fünfhundert Jahren. Dieses Volk kann aber außer dieser Zahl – ich habe eben nur das Zahlenmäßige genommen – als Staat noch an etwas anderem kaputtgehen. Wir sind ein Männerstaat, und bei allen Fehlern, die dieser Männerstaat hat, müssen wir eisern daran festhalten. Denn die Einrichtung des Männerstaates ist die bessere.

Es gab in der Geschichte auch Frauenstaaten. Sie haben das Wort Mutterrecht sicher schon gehört. Es gab Amazonenreiche nicht nur in der Fabel, sondern Tatsache. Es gab vor allem bei den Friesen – überhaupt bei den Seevölkern – mutterrechtliche Einrichtungen, deren Spuren und Erscheinung wir bis in unsere Zeit verfolgen können. Es ist gar kein Zufall, daß Holland sich sehr gern von einer Königin regieren läßt, daß in Holland die Geburt einer Tochter, der Königin, mehr begrüßt wird, als die Geburt eines Sohnes. Das ist keine Besonderheit, sondern schlägt in uralte Instinkte der Seevölker ein. Seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden sind die germanischen Völker und insbesondere das deutsche Volk männerstaatlich regiert worden. Dieser Männerstaat ist aber jetzt durch Homosexualität im Begriff, sich selbst kaputt zu machen. Den Hauptfehler auf dem staatlichen Gebiet sehe ich in folgendem: Der Staat, die Volksorganisation, das Heer und was Sie sonst an staatlichen Einrichtungen nehmen, alle besetzen ihre Stellen, abgesehen von menschlichen Unzulänglichkeiten, nach Leistungen. Selbst eine manchmal so lebensfremde Besetzung von Beamtenstellen nach dem ‚Einser' im juristischen Examen ist immerhin noch eine Auswahl nach Leistung. Es wird in diesem Fall nach Leistung ausgewählt, weil zuerst der Einser, dann der Brucheinser und schließlich der Zweier genommen wird usw.

An den Stellen des Staates und der Wirtschaft, an denen Frauen verwendet werden, wird kein ehrlicher Mann behaupten können, daß die Besetzung rein nach Leistung vor sich geht. Denn seien Sie ehrlich – es sind nur Männer hier, folglich kann man das sehr ruhig sagen –: in dem Augenblick, wo Sie eine Stenotypistin auszusuchen haben und Sie haben zwei Kandidatinnen vor sich, eine furchtbar häßliche mit 50 Jahren, die 300 Silben schreibt, geradezu ein Genie auf diesem Gebiet, und eine andere gutrassige und nette mit 20 Jahren, die bloß 150 Silben schreibt, werden Sie – ich müßte Sie alle insgesamt völlig verkennen – wahrscheinlich mit ernstester Miene und mit tausend moralischen Begründungen, weil die andere alt ist und deswegen leichter krank werden könnte und was weiß ich, die junge hübsche Kandidatin mit 20 Jahren nehmen, die weniger Silben schreibt.

Gut, da kann man lachen, das ist harmlos und hat gar nichts zu besagen, denn wenn sie hübsch ist, wird sie bald heiraten, und außerdem ist die Dienststelle einer Stenotypistin ja nicht maßgebend für den Staat, sie hat ja nun nicht wieder andere auszusuchen. In dem Augenblick aber, wo dieses Prinzip, nicht rein nach Leistung auszusuchen, sondern – ich möchte es jetzt mit allem Ernst sagen – ein erotisches Prinzip, ein mannweibliches, ein geschlechtliches Prinzip im Männerstaat von Mann zu Mann einkehrt, beginnt die Zerstörung des Staates. Ich nehme ein Beispiel aus dem Leben. Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich sage, aus dem Leben. Ich möchte bei diesem Fall hier einflechten, ich glaube kaum, daß irgendwelche Stelle der heutigen bewohnten Erde so viel Erfahrungen auf dem Gebiet der Homosexualität, Abtreibung usw. gesammelt hat, wie wir in Deutschland

als Geheime Staatspolizei. Ich glaube, daß wir wirklich als die erfahrensten Leute auf dem Gebiet sprechen können.
Herr Ministerialrat X ist homosexuell und sucht unter den Assessoren, die er für seine Dienststelle in seinem Hause als Regierungsrat braucht, nun nicht nach einem Leistungsprinzip aus. Er wird nicht den besten Juristen aussuchen, er wird auch nicht sagen, Assessor X ist zwar nicht der beste Jurist, er hat aber sonst eine gute Note, ist in der Praxis gewesen und, was wesentlich ins Gewicht fällt, der Mann sieht rassisch gut aus und ist weltanschaulich in Ordnung. Nein, er nimmt sich nicht einen gut qualifizierten und gut aussehenden Assessor, sondern er sucht sich den heraus, der ebenfalls homosexuell ist. Die Leute kennen sich ja über Saalesweite am Blick. Wenn Sie bei einem Tanzvergnügen 500 Männer haben, so haben diese innerhalb einer halben Stunde untereinander heraus, wer die gleiche Veranlagung hat. Wie das geschieht, können wir normalen Leute uns gar nicht vorstellen.
Der Herr Ministerialrat sucht also den Assessor heraus, der die schlechteste Note hat und der außerdem weltanschaulich nicht in Ordnung ist. Er fragt nicht nach seiner Leistung, sondern schlägt ihn dem Herrn Ministerialdirektor zur Einstellung vor. Er lobt ihn und begründet seinen Vorschlag eingehend. Dieser Assessor kommt nun dort hinein; denn dem Ministerialdirektor wird es niemals in den Sinn kommen, nach näheren Einzelheiten zu fragen und die Einstellung näher zu untersuchen, weil er von vornherein als alter Beamter annimmt, daß der Ministerialrat nach Leistung vorschlägt. Ein normaler Mann kommt eben nicht auf den Gedanken, daß dieser Assessor aufgrund seiner gleichen geschlechtlichen Veranlagung vorgeschlagen worden ist.
Bei diesen beiden bleibt es nicht stehen, denn der Assessor, der jetzt Regierungsrat ist, wird nach dem gleichen Prinzip vorgehen. Wenn Sie an irgendeiner Stelle einen so veranlagten Mann im Männerstaat haben, der etwas zu sagen hat, können Sie mit Sicherheit drei, vier, acht, zehn und noch mehr gleichveranlagte Menschen finden; denn einer zieht den anderen nach, und wehe, wenn da ein oder zwei Normale unter diesen Leuten sind, sie werden in Grund und Boden verdammt, sie können machen was sie wollen, sie werden kaputtgemacht. Ich will hier in diesem Kreis ein Beispiel eines Kameraden anführen, dem es ähnlich gegangen ist. SS-Obergruppenführer von Woyrsch stand damals in Schlesien bei seinem Kampf zwischen dem homosexuellen SA-Gruppenführer Heines und dem homosexuellen Gauleiter und Oberpräsidenten Brückner.
Er wurde, als der Mann, der diese wunderbare Übereinkunft störte, verfolgt, und zwar nicht deswegen, weil es hieß, er ist nicht so wie wir, sondern immer aus moralischen, politischen, weltanschaulichen-nationalsozialistischen Gründen.
Homosexualität bringt also jede Leistung, jeden Aufbau nach Leistung im Staat zu Fall und zerstört den Staat in seinen Grundfesten. Dazu kommt folgendes: der Homosexuelle ist ein durch und durch psychisch kranker Mensch. Er ist weich, er ist in jedem entscheidenden Fall ein Feigling. Ich glaube, daß er da oder dort im Krieg tapfer sein kann, auf dem Gebiet der Zivilcourage sind es jedoch die feigsten Männer, die es gibt. Hiermit hängt zusammen, daß der Homosexuelle krankhaft lügt. Er lügt nicht etwa – um ein krasses Beispiel zu nehmen – wie ein Jesuit. Der Jesuit lügt zweckgebunden. Er erzählt mit strahlender Miene irgend etwas und weiß dabei, ich kohle dich an. Er hat seine moralische Begründung: zum Ruhm Gottes; *in majorem dei gloriam*[5]. Der Zweck heiligt die Mit-

tel. Es gibt da eine ganze Moralphilosophie, eine Morallehre, die der Heilige Ignatius von Loyola ausgearbeitet hat.
Der Jesuit lügt also und weiß es, er vergißt keinen Augenblick, daß er lügt. Der Homosexuelle dagegen lügt und glaubt es selbst. Wenn Sie einen Homosexuellen über etwas befragen: Hast Du das getan? Antwort: Nein. Ich kenne Fälle, wo Homosexuelle, von uns befragt, sagten: mit meinem heiligen Eid, bei der Ehre meiner Mutter, oder ich will sofort hier tot umfallen, wenn das nicht wahr ist. Drei Minuten hinterher, wenn wir ihm anhand unseres Materials sagten, bitte und das? Er fiel natürlich nicht um, bedauerlicherweise, sondern lebt weiter.
Das habe ich am Anfang auch nie begriffen. Wir gingen doch in den Jahren 1933-34 an die Dinge als unwissende Toren heran, weil das eine Welt war und ist, die einem normalen Menschen so fremd ist, daß er sich das überhaupt nicht vorstellen kann. Gruppenführer Heydrich und ich und ein paar andere Leute mußten wirklich auf dem Gebiet lernen und nur aufgrund übler Erfahrungen. Ich boste mich am Anfang, wenn die Burschen logen. Heute bin ich mir darüber klar, daß die gar nicht anders können. Ich denke deshalb gar nicht mehr daran, einen Homosexuellen zu fragen: Können Sie mir Ihr Wort geben? Das tue ich nicht mehr, weil ich weiß, daß ich ein falsches Wort bekomme. Der Homosexuelle ist in dem Augenblick, in dem er etwas mit tränenden Augen sagt, davon überzeugt, daß es wahr ist. Nach meinen Erfahrungen führt die Homosexualität zu einer absoluten, ich möchte fast sagen, geistigen Unzurechnungsfähigkeit und Verrücktheit.
Der Homosexuelle ist natürlich das geeignetste Objekt für jede Erpressung, erstens weil er selbst straffällig ist, zweitens aber auch, weil er ein weicher Kerl ist und drittens, weil er willenlos und schlapp ist. Der Homosexuelle hat ferner – ich will Ihnen nur ein paar Dinge auf diesem Gebiet zeigen – ein unstillbares Mitteilungsbedürfnis auf allen Gebieten, besonders auch auf dem Geschlechtsgebiet. Sie finden meistens, daß derjenige, der geschnappt wird, Ihnen dann hemmungslos alle Namen, die er weiß, erzählt. Da gibt es – ich muß mal von deren Standpunkt aus sprechen – keine Treue in der Liebe von Mann zu Mann, wie es sonst Treue unter Männern gibt, obwohl die Leute doch vorgeben, einander zu lieben. Der Homosexuelle erzählt hemmungslos alles, und zwar in der Hoffnung, daß er seine eigene Haut dabei vielleicht etwas retten kann.
Wir müssen uns darüber klar sein, wenn wir dieses Laster weiter in Deutschland haben, ohne es bekämpfen zu können, dann ist das das Ende Deutschlands, das Ende der germanischen Welt. Wir haben es leider nicht mehr so einfach wie unsere Vorfahren. Bei denen waren diese einigen Wenigen Einzelfälle so abnormer Art. Der Homosexuelle, den man Urning[6] nannte, wurde im Sumpf versenkt. Die Herren Professoren, die diese Leichen im Moor finden, sind sich bestimmt nicht dessen bewußt, daß sie jeweils in neunzig von hundert Fällen einen Homosexuellen vor sich haben, der mit seinem Gewand und allem im Sumpf versenkt wurde. Das war nicht eine Strafe, sondern das war einfach das Auslöschen dieses anomalen Lebens. Das mußte entfernt werden, wie wir Brennnesseln ausziehen, auf einen Haufen werfen und verbrennen. Das war kein Gefühl der Rache, sondern der Betreffende mußte weg.
So war es bei unseren Vorfahren. Bei uns ist das leider, muß ich sagen, nicht mehr möglich. Im Rahmen der SS möchte ich ganz klar folgendes darlegen. Ich betone ausdrücklich, daß ich genau weiß, was ich sage. Dies ist selbstverständlich nicht für Führerbe-

sprechungen bestimmt, sondern das können Sie in einzelnen Unterhaltungen gesprächsweise dem einen oder anderen erzählen:
Wir haben in der SS heute immer noch pro Monat einen Fall von Homosexualität. In der gesamten SS werden im Jahr ungefähr acht bis zehn Fälle vorkommen. Ich habe mich nun zu Folgendem entschlossen: Diese Leute werden selbstverständlich in jedem Fall öffentlich degradiert und ausgestoßen und werden dem Gericht übergeben. Nach Abbüßung der vom Gericht festgesetzten Strafe werden sie auf meine Anordnung in ein Konzentrationslager gebracht und werden im Konzentrationslager auf der Flucht erschossen. Das wird jeweils dem Truppenteil, dem der Betreffende angehört hat, von mir durch Befehl bekannt gegeben. Dadurch hoffe ich, daß ich diese Art von Menschen aus der SS auch bis zum letzten herausbekommen, um wenigstens das gute Blut, das wir in der Schutzstaffel haben, und diese werdende Gesundung blutlicher Art, die wir für Deutschland groß ziehen, frei zu halten.
Damit ist aber die Frage für das gesamte Deutschland noch nicht gelöst. Man darf sich nämlich nicht über folgendes täuschen. Wenn ich den Homosexuellen vor Gericht ziehe und ihn einsperren lasse, dann ist der Fall ja nicht erledigt, sondern der Homosexuelle kommt aus dem Gefängnis genauso homosexuell heraus, wie er hineingekommen ist. Damit ist also die gesamte Frage nicht bereinigt. Es ist bereinigt, daß dieses Laster diffamiert worden ist, im Gegensatz zu den Jahren vor der Machtübernahme. Vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege hatten wir zwar die Paragraphen, in Wirklichkeit geschah aber nichts. Ich mache Ihnen das am besten durch ein Beispiel klar: Wir haben in den ersten sechs Wochen unserer Tätigkeit auf diesem Gebiet im Jahre 1934 mehr Fälle dem Gericht zugeführt, als das gesamte Polizeipräsidium in Berlin in 25 Jahren. Niemand soll kommen und sagen, das ist nur durch Röhm groß geworden. Der war natürlich ein großer Schaden; geblüht hat die Sache jedoch schon vor dem Krieg, während des Krieges und erst recht nach dem Kriege.
Nun sehen Sie, man kann staatlich, polizeilich durch Maßnahmen alles mögliche regeln. Man kann die an und für sich im Verhältnis zu dieser Frage völlig harmlose Dirnenfrage organisieren, das läßt sich durch bestimmte Maßnahmen in eine für ein Kulturvolk tragbare Organisation bringen. Wir werden auf dem Gebiet großzügig bis dort hinaus sein; denn man kann nicht einesteils verhindern wollen, daß die ganze Jugend zur Homosexualität abwandert und andererseits jeden Ausweg sperren. Das ist Wahnsinn. Schließlich bringt jede Möglichkeit, mit Mädchen in Großstädten zusammenzukommen – auch wenn es für Geld ist –, die ich zusperre, ein großes Kontingent auf die andere Seite. Wir dürfen bei allen diesen Betrachtungen nicht vergessen, Deutschland ist leider zu zwei Dritteln ein städtisches Volk geworden. Das Dorf kennt diese Probleme nicht. Das Dorf hat seine natürliche und gesunde Regelung all dieser Fragen. Da geht eben trotz Pfarrer und trotz christlicher Moral, trotz eines jahrtausendelangen Religionsunterrichts der Bursche zum Dirndl zum Kammerfensterln. Die Frage ist damit in Ordnung. Es gibt ein paar uneheliche Kinder, es regen sich ein paar im Dorfe auf und der Pfarrer ist froh, daß er wieder ein Thema für die Kanzel hat. Die Burschen machen es genauso wie früher und – täuschen Sie sich nicht – wie es auch in unserer Vorzeit war. Die ganze Theorie, die man sich zurecht gebaut hat, daß das germanische Mädchen, wenn es Pech hat, erst mit 26 und 30 Jahren geheiratet zu werden, bis dahin als Nonne gelebt hat, ist ein Märchen.

Streng waren dagegen die Blutgesetze, daß kein Bursche und kein Mädchen sich mit einem minderwertigen Blut abgeben durften. Das war sogar unbarmherzig streng. Weiterhin war streng: die eheliche Treue. Wenn die von der Frau gebrochen wurde, stand Todesstrafe darauf. Da bestand nämlich die Gefahr, daß fremdes Blut hineinkam. Das war alles natürlich, die Ordnung damals war sauber und anständig und ging mit den Naturgesetzen und nicht wie heute unsere Ordnung gegen die Naturgesetze. Wie gesagt, diese Fragen, die auf diesem Sektor liegen, lassen sich irgendwie einmal in Ordnung bringen. Je mehr wir Frühehen ermöglichen, daß unsere Männer also mit 25 Jahren heiraten können, desto mehr nimmt das andere ab, das regelt sich dann von selbst. Nicht läßt sich dagegen die Frage der Homosexualität in Ordnung bringen. Ich kann selbstverständlich – eine Frage, die wir oft hin und her erwogen haben – alle Strichjungen in Deutschland einsperren und in Lager bringen. Das ist ohne weiteres möglich. Ich lege mir lediglich die Frage vor: wenn ich 20 000 Strichjungen der Großstädte einsperre, werde ich von diesen vielleicht drei- bis viertausend, die jung genug sind (17 bis 18 Jahre) durch Zucht, Ordnung, Sport und Arbeit, so wie es in einer ganzen Anzahl von Fällen geglückt ist, auf einen normalen Weg zurückbringen. In dem Augenblick aber, wo die Strichjungen nicht da sind – ich sperre ja nicht die Homosexuellen ein –, besteht dann die Gefahr, daß die Millionen Homosexuellen sich neue Opfer suchen. Das ist also ein sehr zweischneidiges Schwert.

Wir werden alle die Jungen mit 17-18 Jahren, soweit sie nicht schon restlos verdorben sind, einziehen und in Lager bringen. Wir werden versuchen, diese Jungen wieder vernünftig zu machen, was uns, wie ich eben sagte, bei einer ganzen Anzahl von Fällen bereits geglückt ist.

Alles das löst aber die gesamte Frage nicht. Ich sehe überhaupt eine Lösung nur in Folgendem: wir dürfen die Qualitäten des Männerstaates und die Vorzüge des Männerbundes nicht zu Fehlern ausarten lassen. Wir haben insgesamt m. E. eine viel zu starke Vermännlichung unseres ganzen Lebens, die soweit geht, daß wir unmögliche Dinge militarisieren, daß wir – das Wort darf ich hier ganz offen aussprechen – nichts können in der Perfektion, als Menschen antreten, ausrichten und Tornister packen zu lassen. Ich empfinde es als eine Katastrophe, wenn ich Mädel und Frauen sehe – vor allem Mädel-, die mit einem wunderbar gepackten Tornister durch die Gegend ziehen. Da kann einem schlecht werden. Ich sehe es als Katastrophe an, wenn Frauenorganisationen, Frauengemeinschaften, Frauenbünde sich auf einem Gebiet betätigen, das jeden weiblichen Reiz, jede weibliche Würde und Anmut zerstört. Ich sehe es als Katastrophe an, wenn – ich spreche insgesamt, denn das geht eigentlich uns direkt nicht an – wir Narren von Männern die Frauen zu einem logischen Denkinstrument machen wollen, sie in allem schulen, was überhaupt nur möglich ist, wenn wir die Frauen so vermännlichen, daß mit der Zeit der Geschlechtsunterschied, die Polarität verschwindet. Dann ist der Weg zur Homosexualität nicht weit.

Ich sehe es als Katastrophe an, wenn so wie es in den vergangenen Jahren war, z. B. die Tätigkeit des Studentenbundes – um ein Beispiel aus der Bewegung herauszugreifen – darin bestand, wunderbar Tornister zu packen und zu exerzieren. Dazu brauche ich doch keinen Studentenbund.

Ich sprach kürzlich mit dem neuen Studentenbundsführer und sagte ihm: ‚*Mein lieber Scheel, wenn Sie sich einmal dabei erwischen lassen, daß Sie mit Ihren Kameradschaften exerzieren, dann haben Sie mich absolut zum Feind. In Studentenhäusern hat man geistig zu arbeiten und geistig zu führen und die Gesellschaft in Ordnung zu bringen.*' Ich sah einmal eine Studentenzeitung – es war, glaube ich, die Zeitung des sächsischen Studentenbundes –; auf dem Titelblatt dieser Zeitung für die geistige Arbeit des jungen Akademikers waren acht Männer abgebildet, die in zwei Gliedern angetreten waren, während der geistige Führer die Richtung nachprüfte. Das ist an sich die Arbeit des Unteroffiziers, des Feldwebels, des Kompaniechefs oder auch des Bataillonschefs, wenn er gerade den Tick hat, immer die Richtung nachzusehen. Das ist jedoch auf gar keinen Fall die Tätigkeit einer geistigen Institution. Wenn wir vom Ausland gesagt bekommen, ‚*Ihr könnt wirklich nichts anderes als militärisch sein*', dann ist das zum Teil nicht einmal so unrichtig.
Es wird nun die Frage aufgeworfen, die SS sagt, sie sei ein Orden. Die Partei sagt auch, sie sei ein Orden. Das schließt sich gegenseitig gar nicht aus. Wir sind, ganz klar ausgesprochen, ein nationalsozialistischer Orden – und nun kommt die rassische Bestimmung – nordisch bestimmter Männer und eine beschworene Gemeinschaft ihrer Sippen. Wir sind erstens ein soldatischer Orden, nicht der, sondern ein nationalsozialistischer soldatischer Orden, zuchtmäßig, blutsmäßig gebunden an das nordische Blut, eine Sippengemeinschaft, wenn Sie es wollen. Früher hätte man gesagt, eine Adelsgenossenschaft. Diesen Ausdruck nehme ich jedoch absichtlich nicht. Ich will aber damit sagen, unsere Aufgabe geht ins Menschenzüchterische, während die Aufgabe des politischen Ordens in das politisch Führungsmäßige geht.
In dem Augenblick, in dem ich mir darüber klar bin, daß die Partei ein politischer Orden ist, muß sie mehr und mehr zum geistigen Inhalt kommen und mehr und mehr von soldatischen Formen wie gepackte Tornister, Antreten usw. abkommen. Das geht bis in einzelne Feinheiten hinein.
Ich habe mit Pg. Ley viel über diese Dinge gesprochen, der ein großes Verständnis dafür hat. Ich habe ihn z. B. nach dem wirklich schönen Appell der Politischen Leiter in Nürnberg gefragt: ‚*Warum geben Sie ein Kommando? Ich würde es nicht tun.*' Es waren 100 000 Politische Leiter auf dem Platz. Es müßten schon sehr gut exerzierte Soldaten sein, wenn das Kommando: Stillgestanden! Die Fahnen hoch! Senkt die Fahnen! bei 100 000 klappen sollte.
‚*Warum sprechen Sie nicht in der Rede: und nun nehmen wir die Fahnen hoch und senken die Fahnen!*' Es ist genau dasselbe, aber es ist keine übermännlich soldatische, militärische Form. Warum muß bei solchen Dingen kommandiert werden? Das sind nur ein paar Gedanken zu diesem Fragenkomplex.
Ich komme wieder zurück. Ich sagte, wir vermännlichen das gesamte Leben zu stark. Ich will ein paar Beispiele anführen, die Sie wahrscheinlich aus eigener Erfahrung und auch sonst aus der Erfahrung mit anderen Kindern beliebig vergrößern können.
Ich sehe es als Katastrophe für ein Volk an, wenn Jungen ihrer Mutter sagen: ‚*Du, wenn wir in der HJ marschieren, dann schau, daß Du nicht an uns vorbeigehst. Ich würde Dich ja grüßen, aber die anderen lachen darüber, ich gelte dann als Muttersöhnchen und Schwächling.*' Ich sehe es als Katastrophe für ein Volk an, wenn ein Junge sich seiner Schwester und seiner Mutter schämt oder dazu angeleitet wird, sich der Frauen zu schä-

men, in diesem Fall der Frauen, die ihm am nächsten stehen, der Mutter und der werdenden Frau, der Schwester. Wenn ein Junge, der in ein Mädchen verliebt ist, über das Maß des Normalen verspottet, als nicht voll angesehen und als Weichling bezeichnet wird, und wenn man ihm sagt, ein Kerl gibt sich nicht mit Mädchen ab. Der macht das nicht. Es gibt nur Jungenfreundschaften. Die Männer bestimmen in der Welt - so ist die nächste Ebene die Homosexualität. Das sind die Gedanken von Herrn Blüher, die besagen dann: ‚*Überhaupt, die größere Form der Liebe besteht nicht zwischen Mann und Weib, da gibt es Kinder, das ist etwas Animalisches. Die größere Form ist die sublimierte Liebe zwischen Mann und Mann. Nur daraus sind die größeren Sachen in der Weltgeschichte entstanden.*' Aber das ist eben die unerhörte Verlogenheit dieser Leute, die Alexander den Großen, die Bismarck für sich in Anspruch nehmen. Es gibt keinen Großen, den die Homosexuellen nicht für sich beanspruchen: Cäsar, Sulla usw.

Ich glaube, Don Juan wird noch nicht beansprucht, aber sonst so ziemlich alle. Das wird nun den jungen Menschen, die an sich schon in einer ungeheuer vermännlichten Bewegung sind und durch die Männerlager keine Gelegenheit haben, mit Mädchen zusammenzukommen, mundgerecht serviert. M. E. brauchen wir uns gar nicht zu wundern, daß wir diesen Weg der Homosexualität gegangen sind. Ich sehe eine grundlegende Änderung nur in Folgendem:

Wir haben – das ist etwas, was für uns in der SS besonders vordringlich ist – den SS-Mann und den Jungen, soweit wir darauf Einfluß haben, absolut wieder zum ritterlichen Mann, zum jungen Kavalier zu erziehen. Das ist zunächst die einzige Möglichkeit, wobei wir selbstverständlich ganz klar den Strich ziehen, daß wir nicht zu angelsächsischen und amerikanischen Verhältnissen kommen. Ich sagte einmal einer Engländerin, die zum Ausdruck brachte, sie fände es furchtbar, daß die Männer die Frauen zuerst grüßen: ‚*Bei Ihnen balzen wohl die Hennen um den Gockel! Das scheint bei Ihnen anders zu sein als sonst?*' – Eine Folge der überbevorrechteten Frau ist in Amerika, daß sich kein Mensch mehr ein Mädchen anzusehen getraut, da er sonst vor das Ehegericht kommt und regreßpflichtig gemacht wird. Die Homosexualität ist in Amerika eine absolute Schutzmaßnahme der Männer, weil sie in eine solche Sklaverei der Frauen gekommen sind. Die Frau kann sich dort benehmen wie eine Axt; sie hackt einfach darauf los. Sie wird nie zurechtgewiesen; das beste Beispiel einer Weibertyrannei! Es besteht bei uns allerdings nicht die Gefahr, daß die Ritterlichkeit des Mannes von der anderen Seite übertrieben und ausgenutzt wird, da die Frauen in Deutschland durch Gewohnheit und Erziehung an sich nicht dazu neigen. Auf jeden Fall müssen wir unsere Jungen immer wieder zu ritterlichen Menschen erziehen, zu Menschen, die für die Frau eintreten.

Ich habe neulich zu einem HJ-Führer gesagt: ‚*Ihr seid sonst so unchristlich, aber die Einstellung zur Frau ist das reinste Christentum, das überhaupt möglich ist.*' – Vor 150 Jahren hat man an einer katholischen Universität eine Doktorarbeit gemacht mit demTitel ‚*Hat das Weib eine Seele?*' Auch daraus geht schon die ganze Tendenz des Christentums hervor, die auf die absolute Vernichtung der Frau gerichtet ist und darauf, die Unterwertigkeit der Frau herauszustellen. Der gesamte Inhalt der Priesterschaft und des gesamten Christentums ist meiner festesten Überzeugung nach ein erotischer Männerbund zur Aufrichtung und Aufrechterhaltung dieses 2000jährigen Bolschewismus. Das begründe ich, weil ich die Geschichte des Christentums in Rom sehr genau kenne. Ich habe die

Überzeugung, daß die römischen Kaiser, die die ersten Christen ausrotteten, genau dasselbe getan haben, was wir mit den Kommunisten tun.
Diese Christen waren damals die übelste Hefe, die die Großstadt aufgenommen hatte, das übelste Judenvolk, die übelsten Bolschewiken, die es gab. Der Bolschewismus von damals hatte nun die Kraft, auf dem Kadaver des sterbenden Roms groß zu werden. Die Priesterschaft dieser christlichen Kirche, die später in unendlichen Kämpfen die arianische Kirche unterjocht hat, geht schon seit dem 4. bis 5. Jahrhundert daran, die Ehelosigkeit des Priesters zu verlangen. Sie stützt sich dabei auf Paulus und die allerersten Apostel, die das Weib als etwas Sündiges hinstellten und die Ehe lediglich als einen legalen Ausweg aus der Hurerei – so steht das in der Bibel – gestatten oder empfehlen und die Zeugung von Kindern nur als notwendiges Übel hinstellen. Diese Priesterschaft geht in jenen Jahrhunderten konsequent diesen Weg, bis im Jahre 1139 die Ehelosigkeit des Priesters durchgeführt wird.
Ich habe weiter die Überzeugung, daß lediglich für die wenigen, die sich nicht dieser Homosexualität fügen wollten, insbesondere für die Landpfarrer, die meiner Schätzung nach zu einem überwiegenden Teil – über 50 % – nicht homosexuell sind, während ich bei den Klöstern annehme, daß die Homosexualität 90 - 95 - 100 % beträgt, der Ausweg geschaffen ist, sich in der Ohrenbeichte die notwendigen Frauen und Weiber zu verschaffen.
Wenn heute die Prozesse, die die Homosexualität bei den Priestern betreffen, wieder angingen, und wenn wir die Priester so behandeln würden, wie jeden Staatsbürger in Deutschland, dann möchte ich für die nächsten drei bis vier Jahre die Garantie für 200 und mehr Prozesse übernehmen. Die Prozesse durchzuführen, scheitert nicht daran, daß es an Fällen fehlt, sondern daran, daß wir einfach nicht so viele Beamte und so viele Richter haben, die wir darauf ansetzen müßten. Es wird aber in vier Jahren ein sehr schlüssiger Beweis erbracht sein – hoffe ich –, daß die Kirchenorganisation in ihrer Führerschaft, ihrem Priestertum, zum überwiegenden Teil ein homosexueller erotischer Männerbund ist, der auf dieser Grundlage seit nunmehr 1800 Jahren die Menschheit terrorisiert, ihr die größten Blutopfer abverlangt, sadistisch pervers in seinen Äußerungen der Vergangenheit war. Ich brauche nur an die Hexen- und Ketzerprozesse zu erinnern.
Die Einstellung der Minderbewertung der Frau ist eine typisch christliche Einstellung, und wir haben auch als Nationalsozialisten bis in unsere heutige Zeit – mancher sogar als taktfester Heide – ohne es zu wissen, dieses Gedankengut mit übernommen. Ich kenne auch heute noch sehr viele Parteigenossen, die eine besondere Festigkeit in der Weltanschauung und eine besondere Männlichkeit durch ein möglichst rüpelhaftes und verheerendes Benehmen gegenüber Frauen beweisen zu müssen glauben. Ich kenne weiter eine gewisse Tendenz in unseren Reihen, Frauen möglichst von allen Veranstaltungen und Festen auszuschließen. Dieselben Leute beklagen sich aber dann darüber, daß die Frauen da oder dort an der Kirche hängen, oder nicht absolut 100prozentig für den Nationalsozialismus gewonnen sind. Die brauchen sich jedoch nicht zu beschweren, wenn sie die Frauen als Menschen zweiter Klasse behandeln und von allem unserem Innenleben fernhalten. Es braucht sich dann niemand zu wundern, wenn sie für dieses Innenleben noch nicht völlig gewonnen sind. Wir gerade müssen uns darüber klar sein, daß die Bewegung, die Weltanschauung dann Bestand hat, wenn sie von der Frau getragen wird,

denn Männer erfassen alle Dinge mit dem Verstand, während die Frau alle Dinge mit dem Gefühl erfaßt. Die größeren Blutopfer in den Hexen- und Ketzerprozessen hat die deutsche Frau gebracht und nicht der Mann. Die Pfaffen wussten genau, warum sie 5-6000 Frauen verbrannten, eben weil sie gefühlsmäßig an dem alten Wissen und der alten Lehre festhielten und sich gefühlsmäßig mit dem Instinkt nicht davon abbringen ließen, während der Mann sich schon logisch gedankenmäßig umgestellt hatte: Es hat ja keinen Sinn. Wir gehen politisch unter, ich füge mich, ich lasse mich taufen.
Ich komme zurück zu unserer Frage. Ich sehe in der gesamten Bewegung eine zu starke Vermännlichung und in dieser übertriebenen Vermännlichung das Saatbeet für die Homosexualität.
Ich bitte Sie nun, soweit Sie dazu Gelegenheit haben, über diese Gedanken im einzelnen zu sprechen – jedoch nicht vor dem gesamten Führerkorps –, sondern sich mit diesem oder jenem darüber zu unterhalten. – Sorgen Sie bitte dafür, daß unsere Männer – so wie es ja von mir angebahnt ist – bei der Sommersonnenwendfeier mit den Mädeln zum Tanz zusammenkommen. Ich halte es absolut für richtig, wenn wir die jungen Bewerber im Winter dann und wann ein Tanzvergnügen machen lassen, wo wir nun nicht irgendwie schlechte Mädchen einladen, sondern die besten, und wo wir dem SS-Mann Gelegenheit geben, mit den Mädels zu tanzen und fröhlich und lustig zu sein. Ich halte das besonders aus dem einen Grund für wichtig, daß nie einer auf einen falschen Weg in Richtung der Homosexualität kommt. Das wäre ein negativer Grund. Ich halte es aber auch aus einem positiven Grunde für wichtig: Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn dieser oder jener SS-Mann völlig falsch und ein rassisch nicht wertvolles Mädchen heiratet, wenn wir den Männern nicht die Möglichkeit geben, wertvolle, gutrassige Mädchen kennen zu lernen.
Bei der Jugend sehe ich die Notwendigkeit, unbedingt dafür zu sorgen, daß der Junge mit 16-17 Jahren in Form einer Tanzstunde, gemeinsamen Abenden oder sonst irgendwie mit den Mädeln zusammenkommt. Das Alter von 15-16 Jahren – das ist eine Erfahrungstatsache – ist das Alter, in dem der Junge auf der Kippe steht. Hat er eine Tanzstunden-Flamme oder eine Jugendliebe zu irgendeinem Mädel, ist er gewonnen, ist er weggezogen von der gefährlichen Ebene. Dabei brauchen wir nun wirklich in Deutschland nicht besorgt zu sein – das ist eine ernste Frage, über die man früher nur mit Lachen, Witzen oder Zoten gesprochen hat, das hat aber Gott sei Dank aufgehört – daß wir den Jungen mit dem Mädel zu früh zusammenbringen und zum Geschlechtsverkehr anhalten.
Nein, bei unserem Klima, bei unserer Rasse und bei unserem Volk ist es an sich so, daß der 16-jährige Junge das als seine reinste, sauberste und idealste Liebe ansieht und daß für ihn in dem Augenblick, in dem er in ein Mädel verschossen ist – ich muß das auch wieder deutlich sagen –, ein gemeinsames Onanieren mit Kameraden, eine gemeinsame Männerfreundschaft oder Jungenfreundschaft dieser sexuellen Art gar nicht mehr in Frage kommt, weil er sich vor dem Mädel im allgemeinen schämt. Er ist ja menschlich gebunden.
In dem Augenblick ist also die Gefahr vorbei. Wir müssen nun dazu die Gelegenheit geben, wir müssen den ganzen Tenor, den wir heute in der Jugend und den wir vielleicht auch in der SS haben, herausbringen, daß ein Mann, der mit einem Mädchen geht, und

ein Mann, der gegen seine Mutter anständig ist, und ein Junge, der gegen seine Schwester Kavalier ist, verspottet wird. Das ist das Saatbeet der Homosexualität.
Ich habe mich für verpflichtet gehalten, über diese Fragen vor Ihnen, meine Gruppenführer, einmal zu sprechen. Diese Angelegenheit ist tödlich ernst und ist nicht mit Traktätchen und nicht mit Moraltheorien zu lösen. Damit allein, daß man sagt: Gott, ist unser Volk so schlecht? Das ist ja furchtbar, daß es so sittlich verkommen ist,... löst man diese Frage nicht. Wenn wir diese Frage mit Ja beantworten, dann muß ich sagen, warum strengen wir uns überhaupt noch in einem Punkt an. Oder wir beantworten die Frage mit Nein, dann müssen wir zugeben, daß etwas in unserem Volk völlig falsch gesteuert worden ist auf diesem Gebiet....
Meine Herren! Das Verrückteste, was der Verstand sich ausdenken kann, bringt ein irregeleiteter Sexus zustande. Zu sagen, wir wären tierisch, ist eine Beleidigung des Tieres; denn das Tier macht solche Dinge nicht. Also, diese Frage des richtig geleiteten Sexus ist die Lebensfrage jedes Volkes."

12

Nach der Himmler-Lektüre schüttelte Eva den Kopf.

„Das ist ja grässlich. Und was für ein Redefluss. Der kann ja nicht aufhören. Scheint sogar frei gesprochen zu haben. Manchmal auch zum Lachen. Aber sicher nicht an den Stellen, die Himmler für seine Männer als Lacher eingeplant hatte. Man merkt, wie er richtig in Fahrt gerät. Wie hast du dich nur auf solch einen Mann so lange einlassen können? Und solche Bücher stehen bei uns im Haus. Hast du angeschleppt."

„Ist nur ein gradueller Unterschied zu Dr. med. Hermann Paull, wie du gemerkt haben könntest. Zwar spielt die Ehe nicht diese in Tugenden verpackte Opferbrandrolle auf Frauen- wie auf Mannesseite, wie Paull sich das in seiner Liebeslehre angelegen sein lässt. Da ist Himmler lockerer und traut dem zwischengeschlechtlichen Sexus mehr zu, aber immer unter dem Vorzeichen, dass der deutsche Mann und die deutsche Frau dem ‚richtig geleiteten Sexus' folgen und auf diese Weise ‚die Lebensfrage ihres Volkes' schon gut beantworten werden. Auf christliche Verbrämung kann er da leicht verzichten. Die wesentliche Differenz zwischen beiden ist an einer anderen Stelle, nämlich da, wo Himmler über die Machtmittel verfügte und schnell jemanden im KZ verschwinden lassen konnte. Ich habe mich zu wenig mit der Homosexualität im ‚Dritten Reich' beschäftigt, als dass ich sagen könnte, was es für Chancen für jemanden fürs Überleben gab, wenn seine Homosexualität offenkundig geworden oder er ihretwegen denunziert worden war. Fiel jemand in der SS auf, wurde er, wie Himmler kalt feststellt, nach abgesessener Zivilstrafe ins KZ eingeliefert und dort ‚auf der Flucht erschossen'. Schwule dürften auch außerhalb der SS so wenig auf Solidarität gezählt haben können wie Juden, Sinti und Roma. Dabei kamen sie aus ‚deutschblütigen' Familien! Das schützte sie vor gar nichts und wies ihre Eltern offenbar dermaßen in die Schranken, dass sie sich geschämt hätten, sich zu ihrem Sohn oder ihrer Tochter zu bekennen. Jemand wie Dr. med. Hermann Paull hat betroffenen Eltern wahrscheinlich noch zugeredet, dass das für ihr ‚krankes' Kind das Beste sei, aus der Gesellschaft herausgenommen zu werden. Paull hätte

Himmlers Vater gewesen sein können und war der Überzeugung, im Namen der Natur und der Wissenschaft zu sprechen."

„Das hat aber doch nichts mehr mit Naturwissenschaft zu tun, wenn er so schreibt, wie er es tut! Das trieft doch nur so von ganz offenkundiger Ideologie!"

„Je mehr Ideologie gefordert ist, desto dringlicher die Abstützung durch das, was man als ‚Natur' ausgeben kann. Pfarrer und Priester, wenn sie im Namen ihrer Kirche Moral predigten und predigen, machten und machen es nicht anders. Höchstens bekommst du von ihnen hinter oder unter die Natur oder sie überwölbend noch ‚Gott' zur Abstützung und Einschüchterung vorgehalten. Sogar der Mediziner Paull kommt nicht ohne ‚Gott' aus, wenn es ihm um Verstärkung geht!"

„Ach ja. Und unser ‚T.K.' kommt ja schließlich ohne Gott und Glauben auch nicht aus. Weißt du noch, wie ich dir erzählte, dass eine Frau aus dem Dorfe zu meiner Oma kam, als sie uns zwei einmal zusammen gesehen hatte? Sie warnte meine Oma davor, dass ich mit einem Katholischen gehe, wo doch alle mehrheitlich protestantisch waren."

„So wird von den von Moral Geknechteten und Verformten noch für ihre Durchsetzung gesorgt. Die müssen sich immer selbst beweisen, was für gute Menschen sie sind, wenn sie bei anderen nach dem Rechten sehen und sie auf das richtige Gleis bringen wollen. Die wissen eigentlich nicht, was sie tun. Ihre Moralmaske ist zu ihrer ersten Natur geworden und hat allen individuellen Eigensinn und das Verlangen nach freierem Blick abgewürgt."

„Da hätte also jemand wie ‚T.K.' über eine Stärke verfügen müssen, für die es um ihn herum keine Stütze gab. Er hat sich ja selbst für seine abweichenden Gedanken genügend verurteilt und selbst zum ‚Juden' gemacht, weil ‚Jude' das Stichwort für jemanden war, der man nicht sein sollte und durfte. Jemand wie ‚T.K.' hatte ein Gespür dafür, was den wirklichen Juden widerfuhr, und wusste, dass er als Homosexueller zum ‚Juden' und aus der menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen würde. Aber mit einem von seinesgleichen oder einem wirklichen Juden hätte er auch nicht solidarisch sein können. Ganz gemein, das alles. Jeder für sich, Gott gegen alle, um es zynisch auszudrücken."

„Ich denke, dass ‚T.K.' bei aller in seinen Schnitzereien auch zum Ausdruck kommenden Einsicht das Moralkostüm drückend auf sich lasten fühlte. Er hat 's getragen, wahrscheinlich zwanghafter und überzeugter als manch anderer. Wer wollte ihm einen Vorwurf machen? Von seinen Nachbarn bekommt er den besten Ruf und Leumund bescheinigt. Ich hab 's bestätigt bekommen, als ich mich im Haus, wo er über 30 Jahre lebte, nach ihm erkundigte. Eine allseits respektierte Persönlichkeit. Ich spürte direkt, wie ich mich mit meiner Nachfrage ihrem Verdacht aussetzte, jemandem am Zeug flicken zu wollen, der – ‚Weiß Gott!' – über allen Tadel erhaben war. ‚Gehen Sie mal das Treppenhaus hoch: Da hängen noch Bilder von ihm. Gemälde! Die sind was wert!' – Wo anders, wenn nicht im Wald hat ‚T.K.' sich dann auszappeln und sein Moralkostüm lüften können? Aber davon durfte niemand etwas merken. Dabei beginnen die üblen Schnitzereien in ziemlich unmittelbarer Nähe seiner Wohnung, nach ein paar hundert Metern schon, wo die ersten Buchen stehen. Die habe ich inzwischen alle fotografiert. Wäre irgendjemand ihm im Walde beim Schnitzen begegnet, was eigentlich mal vorgekommen sein müsste, hätte er unversehens so tun können, als sei er nicht der Urheber, sondern einer, der hier gerade etwas entdeckt hat, was es nicht geben dürfte. Der hätte auch uns sonst was für ein ehrenwertes Theater vorgeführt und uns eine Nase gedreht. Das ist übrigens ein weiterer Hinweis darauf, dass er ziemlich sicher sein konnte, dass niemand in

seiner Nähe außer seiner Frau die Namen kannte, die er schnitzte. Fällt dir in diesem Zusammenhang nicht irgendwas von Thomas Mann ein?“

„Wie kommst du denn jetzt auf den? Die meisten Bücher, die wir von ihm haben, stammen noch aus meiner Singlezeit aus irgendeiner Buchgesellschaft, Halbleder.“

„Ich habe seine Romane in der Seminarbibliothek der Uni Frankfurt gelesen. Den ‚Zauberberg‘ habe ich in bestimmten Details in Erinnerung. Die Verfilmung aus den 80er Jahren haben wir zusammen mit Jochen und Inge in der Kasseler ‚Kaskade‘ am Königsplatz gesehen. Gibt ’s inzwischen auch schon lange nicht mehr. Seit wir über die ‚GAY‘-Schnitzereien sprechen, fällt mir immer wieder mal ‚Der Zauberberg‘ ein. Eher als ‚Der Tod in Venedig‘, den wir ja etliche Male auch in der Verfilmung gesehen haben. Im ‚Zauberberg‘ ist die dort offenkundige Homoerotik versteckter, aber deutlich genug thematisiert. Das habe ich aber jetzt erst gemerkt, als ich in unserer Taschenbuchausgabe nachgeschlagen habe. Da haben wir leider keine Halblederausgabe aus deinem Vermächtnis. Was mich bei meiner ersten Lektüre vor 45 Jahren gestört hat, war die durchgängige Lust des Erzählers, Frauen der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich spürte, dass ich Thomas Mann nicht als Frau hätte gegenübertreten wollen. Es kam mir irgendwie hinterhältig und gemein vor, wie er mit herablassender Beschreibung weibliche Gesten, Frauenhände und ihre Fingernägel, Körperhaltungen und weiblichen Wortgebrauch als anstößig richtig vorführte, damit der Leser sich auf ihre Kosten in Genugtuung wiegen konnte. Männer konnte er auch ironisch darstellen, aber nicht so flächendeckend, wie er das an Frauen durchexerziert. Insofern wäre ich vor ihm einigermaßen geschützt gewesen. Aber du, Eva, hättest dich ganz schön anstrengen müssen, um ihm gegenüber zu bestehen.“

„Muss ich vielleicht doch mal reinschauen. Im Augenblick habe ich nur schattenhafte Erinnerungen, möglicherweise nur an den Film.“

„Ich eigentlich auch, weshalb ich zuletzt immer wieder drin geblättert habe. Zwei Namen hatte ich neben den männlichen Hauptpersonen im Gedächtnis: Madame Chauchat und eine unsägliche Frau Stöhr.“

„Dann lass uns doch den Roman zusammen noch mal lesen und dann darüber sprechen.“

„Wie wollen wir das organisieren und uns in das eine Exemplar teilen?“, fragte Hans.

„Du weißt, dass ich morgens nicht so zum Lesen aufgelegt bin. Da genügen mir die Sudokus in unserer Zeitung. Du bist der Morgenmensch von uns zweien. Stehst ja meistens auch lange vor mir auf.“

„Also lese ich morgens und du nachmittags und abends. Im Bett kann ich sowieso nicht richtig lesen. Ich sitze lieber beim Lesen.“

„Es fällt mir gerade wieder mal ein, wie wir vor zwei, drei Jahren mit Göbels zu Silvester zusammensaßen. Helga erzählte, wie ihr Sohn ihr beigebracht hatte, dass er schwul sei. Sie hat so gut reagiert, wie ich auch wünsche, reagiert zu haben, wenn sich unser Sohn uns so vorgestellt hätte, weil wir nichts mitbekommen haben.“

„Und was du nicht vergessen darfst: Sie hat es uns ohne weitere Umstände wenig später erzählen können!“

„Christian hat also einen Freund, arbeitet im selben Beruf wie er. Das erste, was Helga einfiel, war, dass sie von ihm keine Enkel bekommen werde. Dann, dass er sich, wenn andere von seinem Schwulsein wüssten, Gefahren aussetze. Wie viele Schwule werden zusammengeschlagen! Als Christian ihr sagte, dass er und sein Freund das wüssten und auf ihrer Hut seien, er aber jetzt mit 25 Jahren zum ersten Mal in seinem Leben verliebt und glücklich sei, seien

ihr die Tränen in die Augen gestiegen. Sie habe ihn umarmt und gesagt, dass sie sich für ihn freue und ihm nichts Besseres wünschen könne."

„So leicht kann das sein. Wenn ich an Schulhofszenen denke, fällt mir ganz anderes ein. Da musste ich immer wieder dazwischengehen. ‚Du schwule Sau!', ‚Du eklige Schwuchtel!' und das ganze Schimpfprogramm, mit dem Pubertierende aufeinander losgehen und den anderen vernichten wollen. Was da immer abläuft und wie schnell die Beleidigungen hervorschießen!"

„Ich wüsste nicht, wie ich mich als Mutter verhalten sollte. Würde ich dort zum Schutz meines Sohnes auftauchen, hätte ich ihm einen Bärendienst erwiesen, weil er jetzt auch noch das ‚Muttersöhnchen' wäre, das nach Mama ruft. Selbst wenn das Mobben im Unterricht thematisiert wird, dürfte es nur für kurze Zeit oberflächlich verschwinden, aber weiterwirken. Schließlich gibt 's Internetseiten, wo du ohne Rücksicht jemanden zum Mobben freigeben kannst."

„Will ich mir gar nicht vorstellen. – Warum haben wir uns eigentlich so lange auf ‚T.K' eingelassen? Es war ja ganz unklar, was herauskommen würde. Aber nie hätten wir mit dem gerechnet, was dann über Zufälle zu dieser Auflösung geführt hat. Schwulsein war das Letzte, woran wir gedacht haben."

„Du darfst nicht vergessen", warf Eva ein, „dass wir immer noch genauso im Nebel herumstochern und weiter spekulieren. Ein paar Gewissheiten haben wir. Na und? Jetzt eben die vermeintliche Homosexualität des ‚T.K.'."

„Merkst du, dass wir immer wieder eher von ‚T.K.' als von ‚J.T.' für Julius Traumhart oder ‚R.K.' für Reinhold Kurt oder gar von Kurt Traumhart sprechen?", fragte Hans.

„Das sollten wir auch weiter tun. Wenn wir von Kurt Traumhart sprechen, kommt es mir so vor, als würden wir jemandem, den wir nicht kennen und den wir nie gesehen haben, zu nahe treten. ‚T.K.' hat er außerdem am häufigsten geschnitzt."

„Sehe ich genauso, obwohl er inzwischen dement ist. Aber wenn man ihn vor eine Buche stellen würde, finge er sicher gleich zu schnitzen an, jetzt jedoch ganz ohne Scheu und Angst. Er hat es Jahrzehnte lang gemacht, sicher schon vor 1972 an einem früheren Wohnort. Das hat er gelebt. Bis 2011. Das ist ‚T.K.'!"

„Und was meinst du, was uns der ‚Zauberberg' noch für Lichter aufstecken kann?"

„Ich denke, dass es da wie in Wagners und Paulls Sängerkrieg und in anderer Form im ‚Kamasutra' oder in Ovids ‚Liebeskunst' um eine Liebeslehre geht, mit der Thomas Mann sowohl seine Homoerotik wie auch seine Distanzierung unterbringen kann, um im ‚Hafen der Ehe' zu landen, wie im wirklichen Leben auch. Der hatte eine stattliche Anzahl von Kindern. Das Umfeld, in dem er sich bewegte, ist das gleiche, in dem auch Paull lebte und Himmler wirkte. Das waren Zeitgenossen. Und Richard Wagner bedeutete für Thomas Mann sicher noch mehr als für Hermann Paull. Himmler gehört in diese Ahnenfolge zeitgemäßer Zeitgenossen. Thomas Mann war der Einzige unter ihnen, der eine ähnliche Leidensgeschichte durchlebt hat wie wohl ‚T.K.'. ‚T.K.'s Leben überschneidet sich während der ersten 25 Lebensjahre mit dem Leben der drei anderen, am längsten mit dem von Thomas Mann."

13

Es gab allerhand im Garten zu tun. Das war für die Lektüreplanung zu veranschlagen. Das Jahreswachstum der Begrenzungshecke nach Westen zur Straße hin musste zurückgeschnitten werden, damit sie wieder etwas von den Nachbarhäusern unten sahen und mehr Licht durch Hans' Fenster auf seinen Schreibtisch fiel. Das Laub des Walnussbaumes musste geschreddert werden. Auf den Blumenbeeten waren die abgeblühten Stauden und Stengel, vor allem die großen Gruppen von Päonien abzuräumen. Das Goldglöckchen brauchte weiter keine Pflege, sondern wucherte im Grunde und brauchte ein waches Auge, damit es nicht überall austrieb. Aber es produzierte eine entsprechende Menge an Welkem, was dann für Arbeitsaufwand sorgte.

Hans kümmerte sich um die gröberen Arbeiten. Er schichtete den Busch- und Baumschnitt zu einem großen Reisighaufen auf, der dann im Frühjahr um die Osterzeit abgefackelt wurde. Eva hatte die Gesamtanlage im Blick, damit ihre Wiese mit den Blumenbeeten nicht verwilderte.

„In diesem Jahre haben wir unseren Sommersitz unterm Apfelbaum kaum genutzt."

„Wundert 's dich, Hans? Wir waren doch, wenn die Tage schön genug waren, immer unterwegs."

„Schade, wenn 's ein wenig wärmer wäre, würde ich nachher unterm Apfelbaum lesen wollen."

„Bring lieber die Stühle und den Tisch in den Keller. Zum Sitzen ist die Zeit vorbei."

„Ich find 's gut, dass wir uns an keine festen Zeiten mehr halten müssen. Dem Wetter fügen wir uns am deutlichsten. ‚Bei Wind und Wetter' am Morgen aus dem Haus ‚ins feindliche Leben' ist vorbei!"

„Es geht uns gut. Was für ein Luxus: Wir laufen wochenlang durch die Wälder. Wir lesen dicke Bücher, jetzt eins von Thomas Mann und bereiten ein Privatseminar mit uns zweien und für uns zwei vor."

Während des Lesens tauschten sie sich immer wieder aus.

Eva stellte sich übers Internet einen Rahmen her und googelte nach Studien zum „Zauberberg". Hans machte nicht viel anderes und war überrascht, was für eine Philologie um Thomas Mann herum entstanden war und sich besonders auch um den „Zauberberg" entwickelt hatte. Kaum ein Wort, das nach irgendeiner besonderen Bedeutung aussah, schien noch nicht hin- und hergewendet worden zu sein. Es gab sogar eine eigene Seite für die Hauptfigur: www.hans-castorp.de .

„Die Passagen mit den Auftritten von Settembrini und Naphta werden wir uns sparen können. Über viele Schilderungen des Kurbetriebs lese ich quer hinweg", sagte Eva.

„Das mache ich nicht anders. Wir wollen ja eher unliterarisch mit unserem ‚T.K.'-Thema weiterkommen und untersuchen, wie Mann seine homoerotischen Heimsuchungen sublimiert. Ich denke, dass ‚T.K.' seine künstlerischen Ambitionen aus einem ähnlichen Impuls speiste. Der muss, nimmt man alles in allem, eigentlich trotzdem ein so erfülltes Leben gehabt haben wie vor ihm Thomas Mann. Beide lebten in langen Ehen ..."

„Aber vergiss nicht, dass sie Unglück verbreiteten. Ich möchte nicht in ihren Familien Kind gewesen sein. Was anderes: Wenn ich mir vorstelle, dass Thomas Mann zwischen 1913

und 1924 an dem Roman arbeitete, dann tun wir ihm sicher Unrecht, wenn wir ihn auf die Schnelle gewissermaßen diagonal lesen. Ich finde seine Sprache stellenweise auch verdammt anstrengend. Und die Fischer-Taschenbuchausgabe mit ihren kleingedruckten 750 Seiten ist besonders leseunfreundlich."

Hans besorgte ein besseres Hardcover-Exemplar aus der Stadtbibliothek und nahm mit dem Taschenbuch vorlieb, zumal er schon mit dem Bleistift darin Randbemerkungen hineingeschrieben hatte.

Für Hans war schnell klar, dass Thomas Mann mit Hermann Paull, wahrscheinlich mit Richard Wagner und auch mit Heinrich Himmler gemeinsame Schnittmengen hatte, ohne dass sie es je miteinander zu tun zu bekommen brauchten, einig darin, dass Homosexualität eine Krankheit sei. Krankheiten sind heilbar, chronisch, können ansteckend sein und darüber hinaus zum Tod führen. Alle drei scheinen sich einig darin, dass Homosexualität insofern tödlich ist, als es mit ihr, wird sie ausgelebt, keine Fortpflanzung gibt. Da Krankheit, zumal Homosexualität, ansteckend sein kann und in diesem Sinne betrachtet wird, bildet sie eine Gefahr für die Gattung. Sie könnte aussterben. Also muss vorgesorgt werden. Auf keinen Fall sind Homosexuelle unter diesen Gesichtspunkten als akzeptierte Gestalten im öffentlichen Leben denkbar, für keinen der drei. So lässt Thomas Mann Hans Castorp zunächst mit Wohlgefallen darüber nachdenken, dass auf der ganzen Welt „Frauen sich märchenhaft und beglückend kleiden durften, ohne deshalb gegen die Schicklichkeit zu verstoßen; es handelte sich um die nächste Generation, um die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, jawohl."

„Wir dürfen nicht vergessen", sagte Eva, „dass es für die Aufrechterhaltung des Paragraphen 175 einen breiten gesellschaftlichen Konsens gab, der für über 100 Jahre mehr oder weniger Bestand hatte. Wenn du dich der schweigenden demokratischen Mehrheit oder dem ‚gesunden Volksempfinden' anvertrauen würdest, gäbe es den Paragraphen sicher heute noch. Und nichts schützt uns davor, dass er nicht wiederbelebt wird."

„Hier gilt das, was Thomas Mann Dr. Krokowski, Gefühls- und Liebesexperte im ‚Berghof', in einem Vortrag über die Liebe sagen lässt, wenn die Mächte der Keuschheit über sie siegen: ‚Allein dieser Sieg sei nur ein Schein- und Pyrrhussieg, denn der Liebesbefehl lasse sich nicht knebeln. Nicht vergewaltigen, die unterdrückte Liebe sei nicht tot, sie lebe, sie trachte im Dunklen und Tiefgeheimen auch ferner sich zu erfüllen, sie durchbreche den Keuschheitsbann und erscheine wieder, wenn auch in verwandelter, unkenntlicher Gestalt...' Denn seine Liebeslehre hat zum Ziel, zur ‚Einfriedung, Sicherung und Sittigung der irrenden Triebe' zu führen, damit es ‚zur üblichen Harmonie, zum vorschriftsmäßigen Liebesleben' komme."

„Ist das ironisch? Soll das Ernst sein?"

„Schwer zu entscheiden. Könnte man Thomas Mann noch fragen, würde er sicher mehrdeutig ausweichen und jeder Festlegung aus dem Weg gegangen sein wollen."

„Was soll dann ‚Zauberberg' bedeuten? Dort steht das Sanatorium ‚Berghof', ist er sowohl Venusberg wie Wartburg? Da jagt sich das Pärchen vom ‚*Schlechten Russentisch*' neben Hans Castorps Zimmer im Liebesvorspiel so laut herum und produziert entsprechende Laute beim Vögeln, dass Hans Castorp vor Peinlichkeit nicht mehr weiß, wohin er hören soll; der Leiter der Klinik klagt so wortreich über die libidinös aufgeladenen Kranken, ihre Konkupiszenz, ihre Debauchen, während gleichzeitig Dr. Krokowski seine Vorträge hält und Hans Cas-

torp für sich herauszubekommen versucht, was denn für ihn Liebe bedeuten soll, und sucht dafür im ‚Schnee'-Abschnitt auf dem Zauberberg nach einer Definition."

„Ich glaube auch, dass der Zauberberg alles gleichzeitig bedeuten soll. Entscheidend, dass er vom täglichen Leben im Flachland abgehoben ist, obwohl auch im ‚Berghof' eine ‚hochzivilisierte Atmosphäre' herrscht, von der sich Hans Castorp nach seinem wilden Ausflug in den Schnee umschmeicheln lässt."

„In dieser Atmosphäre stören die russischen Barbaren, immerhin ein Ehepaar, in der Nachbarschaft von Hans' Zimmer. Zweimal – ich hab 's mir angestrichen – wird beobachtet, dass die Frau nicht die ‚Properste' sei und eine ‚unsaubere Boa aus Vogelfedern' um ihren Hals liegen hat. Mit ihnen als Ehepaar wird von Thomas Mann der zügelloseste Sex im Sanatorium geschildert, weil er ihnen, wie Hans Castorp peinlich berührt registrieren muss, offenkundig Spaß macht. Für ihn hätte es sich dabei nämlich um Vorgänge zu handeln, ‚die ihm ernst, ja erschütternd schienen' und quer zu dem stehen, wie die Russen sich verhalten. In seiner Empörung kann er sich darüber sogar mit seinem Cousin Joachim Ziemßen austauschen, mit dem er sonst über Liebesangelegenheiten, die ihn selbst oder Joachim betreffen, nicht zu sprechen wagt. Dazu fehlt ihm die Sprache. Über alles, was als peinlich und unanständig wahrgenommen wird – zum Beispiel unzivilisierter Russen-Sex in der Ehe! –, können sie sprechen, vor allem auch über die Bildungsschnitzer von Frau Stöhr, die alle genüsslich aufgezählt werden, ohne dass vergessen würde, ihr bodenloses Ungebildetsein zu betonen."

„Das genau ist es, was mich früher schon gestört hat. Und du hast ja auch nachgeschaut, was der Name der von Hans Castorp Angebeteten bedeuten soll, wenn man das Englische und Französische befragt: In der Übersetzung wird Clawdia Chauchat zu ‚Kralle Heiße-Katze'."

„Und ihr hat er durchgehend die Erinnerung an Pribislav Hippe unterlegt, den Hans Castorp im Gymnasium kannte und den er anhimmelte. In dieses Anhimmeln hat Mann dann gleich wieder das ‚Odium der Peinlichkeit' eingelassen, das er im mit ‚Vorsatz' überschriebenen Einleitungsabschnitt beschwört: Pribislav trug eine Joppe, ‚auf deren Kragen einige Schuppen von seiner Kopfhaut zu liegen pflegten'. Als würde er die angeschmuddelte Vogelfederboa der russischen Ehefrau tragen. Er hatte Kirgisenaugen, die sich ‚auf eine schmelzende Weise ins Schleierig-Nächtige verdunkeln konnten'. Aufgefallen ist mir auch, wie oft betont wird, dass Clawdia Chauchat krank und innerlich wurmstichig sei. Aber krank sind sie doch alle im Sanatorium, sonst wären sie nicht dort, auch Hans Castorp nicht. Da ist etwas nicht im Gleichgewicht und wird vom Schriftsteller auch nicht gerichtet, weil er offenbar selbst zu sehr involviert war und deshalb keinem männlichen Sanatoriumspatienten andichtete, womit er Clawdia Chauchat in deren Charakterisierung durchweg leitmotivisch traktiert."

„Das erinnert mich an etwas. Ich weiß nicht, wievielmal meine Mutter vom häufigen Verliebtsein ihres jüngeren Bruders sprach. Der habe dann, wenn er sich nicht mehr zu helfen wusste und abkühlen wollte, immer gesagt: ‚Aber scheißen muss sie auch!' Als bedürfe es einer besonderen Betonung, dass Frauen im Unterschied zu Männern auch aufs Klo müssen."

„Dem ‚Mysterium der Scheiße' widmet Milan Kundera in ‚Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins' einen langen Exkurs. Davon – und natürlich von der Menstruation – scheinen Frauen gezeichnet zu sein. Denk doch nur noch einmal an die etwas verrätselte Schnitzerei mit dem Herz, in dem ‚K.T.' und ‚G.T.' stehen: ‚KOT' und ‚GOTT' hat er unentschieden dazugescrabbelt. Unser ‚T.K' lässt den Kot immerhin dicht an sich herankommen."

„In unseren jungen Jahren hast du mir einmal auf einer Tramptour in Italien, als du deine Blutungen hattest, die benutzte Binde in die Hand gegeben, damit ich sie entsorge. Als ich das kleine Bündel von deiner Wärme in meiner Hand noch so warm fühlte, dachte ich, es sei ein Vögelchen. Das hat mich ganz zärtlich berührt."

„Ein Problem habe ich damit, wie Thomas Mann das Wort ‚erkennen' benutzt. Die zweite ausdrückliche Beischlafszene – mehr gibt es auf den 1000 Seiten während der sieben Jahre nicht; eine dritte wird nur als Streitfall von Eifersucht mit Sanatoriumsverweis für die Beteiligten angedeutet – muss in einer Faschingsnacht zwischen Hans Castorp und Clawdia Chauchat stattgefunden haben. Clawdia fordert Hans nämlich auf, dass er ihr den geliehenen Bleistift wiedergebe, und zwar in ihrem Zimmer. Vorhang. Den Rest muss sich der Leser denken, indem er den Bleistift als Phallos-Symbol deutet, der zwischen Hans und Pribislav bereits eine ähnlich Rolle spielte. Ein paar Seiten später in einem neuen Kapitel heißt es dann, dass er in ihr den Genius des Ortes in einer Stunde ‚erkannt und besessen hatte'. Das Erkennen kommt in diesem Zusammenhang noch mal vor, ich find 's nur nicht mehr."

„Ziemlich spät, im 6. Kapitel im berühmten ‚Schnee'-Abschnitt, sagt Hans Castorp, dass er alles vom Menschen wisse. ‚Ich habe sein Fleisch und Blut erkannt, ich habe der kranken Clawdia Chauchat Pribislav Hippe's Bleistift zurückgegeben. Wer aber den Körper, das Leben erkennt, erkennt den Tod.' Da spricht Mann in Bibeldeutsch. Von Adam heißt es, als er mit Eva schläft, dass er sein Weib erkannte. Der Preis ist das Wissen, dass sie des Todes sterben müssen, weshalb es sie nach dem Apfel vom Baum des ewigen Lebens verlangt, sie aber deshalb schnell aus dem Paradies vertrieben werden, damit sie nicht werden wie Gott."

„ ‚Erkennen' kommt noch mal vor. Es steht da auch in Zusammenhang mit Pribislav, und da ist es genau so gemeint, weil Mann es in Anführungszeichen setzt: ‚Denn von Freundschaft konnte nicht gut die Rede sein, da er Hippe gar nicht ‚kannte'.' Pribislav ‚kennen' würde, so gesehen, heißen, dass Hans Castorp mit ihm hätte geschlafen haben müssen."

„Dass das so gemeint ist, zeigt ja auch die Stelle, wo er den schleierig-nächtigen Blick von Clawdia Chauchat in einem Satz mit 23 identischen Worten, wie er sie zuvor für Pribislav verwendete, schildert und hervorhebt, dass ‚alles ganz wie bei Pribislav' war."

„Clawdia hat als 30-Jährige außerdem kleine, mädchenhafte Brüste und ist nicht breit in den Hüften, hat also eine knabenhafte Figur. Alles, was Hans Castorp sonst an ihr wahrnimmt, gibt ihrer *Gesamtexistenz Zweifelhaftigkeit*, so dass Hans Castorps ‚Vorsichts- und Abstandsgefühl' sich zu beteiligen beginnt. Es muss also schon Fasching sein und auch noch an Walpurgisnacht und hexenhafte Ausschweifungen erinnern, als Hans Castorp ihr ihren Bleistift zurückgeben will. Thomas Mann lässt Castorp über das Französische nachsinnen, wo es ‚son crayon', also ‚seinen' Bleistift anstatt ‚ihren' Bleistift heißt, weil das Geschlecht des Possessivpronomens nicht vom Besitzer, sondern vom besessenen Objekt bestimmt wird. Erst in dieser Verkleidung und in diesem Wortgeschwurbel kann das ‚Erkennen' stattfinden und das Homoerotische Einlass finden. Indem Hans Castorp mit Clawdia Chauchat schläft, schläft er auch mit Pribislav Hippe und ‚kennt' ihn dann logischerweise."

„Von diesem Schleiertanz darf man sich nicht ins Bockshorn jagen lassen. So wenig wie Hans Castorp ja schließlich von Clawdia Chauchats verführerisch in Gaze eingehüllten Armen fasziniert ist, nachdem er ihre Hände mit den nicht sehr ordentlichen Fingernägeln und der Nagelhaut geschildert – sie drehte Brotkugeln und kaute an den Fingern – und ihre innere Wurmstichigkeit betont hat. So erschreibt sich Thomas Mann via Hans Castorp, Pribislav

Hippe und Clawdia Chauchat mit allem ‚Vorsichts- und Abstandsgefühl' eine Stunde homoerotischer oder schwuler Erfüllung in der Walpurgisnacht, wie der entsprechende Abschnitt überschrieben ist."

Eva: „Und zu mehr als dieser einen Stunde darf es Hans Castorp während seines 7-jährigen Aufenthaltes auf dem Zauberberg nicht bringen!"

„Das ist eigentlich ein Witz. Daran kannst du erkennen, auf welch schmalem Grat sich Thomas Mann im ‚Zauberberg' bewegen musste, um es überhaupt zu dieser Stunde kommen zu lassen. Eine Definition, Worte also sollen es dann *in sexualibus* endgültig richten. In seiner Vision im Schnee wird ihm folgende Erkenntnis eingegeben – von Thomas Mann im Schriftbild hervorgehoben –: ‚***Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.***' Der Berg hat gekreißt und – eine Maus geboren oder – wahrscheinlicher – die Voraussetzungen für den von Dr. med. Hermann Paull als Lebenserfüllung angepriesenen ehelichen ‚Opferbrand' geschaffen. Zu folgern ist daraus, dass die Hans Castorp gewährte einstündige Liebeswalpurgisfaschingsnacht dem Tode Herrschaft eingeräumt hat. Denn Madame Clawdia Chauchat ist ja in ihrer Wurmstichigkeit mit ihrem Knabenkörper sowieso nicht zur Fortpflanzung geschaffen."

„Es gibt doch da schon sehr früh, als nämlich Dr. Krokowski über die Liebe spricht, die Stelle, wo Thomas Mann Hans Castorp sich vorstellen lässt, dass die Frauen auf der ganzen Welt sich deshalb so ‚märchenhaft und beglückend kleiden', weil sie es mit dem zu verführenden Manne auf die ‚Fortpflanzung des Menschengeschlechts, jawohl' abgesehen haben. Dass es dabei um alles andere als den Tod geht, muss Hans Castorp doch bekannt gewesen sein, wenn er im Traum über diesen Gedanken in Zusammenhang mit Dr. Krokowskis Liebesvortrag nachdenkt und sich sagt, wie schön doch das Leben sei."

„Dann kann dieser hervorgehobene Satz keine andere Bedeutung haben, als zu unterstreichen, wie sehr sich Hans Castorp auf dem falschen Weg befand, als er die Erinnerung an seine Jugend und Pribislav Hippe aufleben ließ, in deren Folge er zum Liebhaber Clawdia Chauchats wurde. Weiter: Dann können die Gedanken über die Verführungskunst der Frauen nicht die authentischen Gedanken Hans Castorps zu diesem frühen Zeitpunkt gewesen sein. Unverarbeitetes Nachgeplapper. Oder? Das ist es, was ich meine, wenn ich sage, dass hier das kompositorische Gleichgewicht nicht stimmt. Thomas Mann konnte sich als Liebeslehrer selbst nicht über den Weg trauen. Wie soll er seine Leser überzeugen?"

14

„Und was machen wir jetzt damit?", fragte Eva.

„Das fragst du noch? Thomas Mann hat doch, wenn man ihm wenigstens hier trauen kann, einen Königsweg gewiesen: Indem du einen Menschen umarmst, kannst du dir jemand anderen an seine Stelle denken und deiner Leidenschaft die Sporen geben, so dass Thomas Mann wie auch ‚T.K.' oder sonst wer nur zum Schein in ehelichem Opferbrand und Ritterlichkeit ihr angetrautes Weib umarmen, in Gedanken aber für jemand anderen in Liebe entbrennen, der gar nichts von seinem Glück weiß."

„Irgendwie ist eben doch immer dafür gesorgt, dass die Gen-Sätze von Hans und Grete ihren Weg zueinander finden, damit das Leben weitergeht. Egal, was die beiden wirklich mit-

einander zu tun haben. Wie sagt doch Dr. med. Hermann Paull? ‚Ich kenne Frauen, die mehrfach geboren haben, ohne jemals auch nur einen Hauch von Wollust empfunden zu haben. Und trotzdem waren sie echte, treue, aufopfernde, liebevolle Mütter und ebenso zärtliche, hingebende Gattinnen von echter Mütterlichkeit.‘ “

„Der arme, inzwischen demente ‚T.K.‘ hat es wahrscheinlich nicht einmal zu einer literarisch herbeigeschriebenen einstündigen Liebeswalpurgisfaschingsnacht gebracht. Die ist aber ja bei Thomas Mann auch nur eine literarische Fantasie. Die Buchen im Kellerwald haben ‚T.K.‘ nie geantwortet, auch nicht, als er es im hohen Alter als fünffacher Opa und – dann auch Uropa geworden – nach seinem erfolgreichen ehelichen Opferbrand mit ‚GAY‘-Schnitzereien versuchte. Ich kann mir denken, dass er nicht einmal in der Lage war, in der Umarmung seiner Frau in ihr Gesicht das von jemand anderem hineinzusehen und zur Erfüllung zu kommen. Wie er mit seiner Frau ‚G.‘ überhaupt hat schlafen können, bleibt mir ein Rätsel. Denn irgendetwas muss sich ja in seinem Kopf in der Umarmung abgespielt haben. Aber an wen oder was hätte er denken können? Bleibt nur seine Schnitzerei, sicher auch seine Malerei und Bildhauerei. Haben ihn Gedanken daran in den Liebesbrand versetzen können, den es braucht, damit er sich überhaupt hat ‚opfern‘ können?“

„Komm, Hans, lass uns in den Garten gehen. Da liegen überall noch Haufen neben den Beeten, die auf den Kompost gebracht werden müssen, bevor es Winter wird.“

„Wenn wir noch beweglicher und nicht so alt wären, hätten wir uns für die kommenden langen Abende und Nächte bei Isabelle Giovacchini, der jungen französischen Künstlerin, die vor kurzem irgendwie auch auf Dr. med. Hermann Paull und die französische Version seines Buches über die Frau gestoßen ist, Rat holen können, was es denn mit der ‚Winterkälte bei den Antipoden‘, den ‚Wasserfällen des Nils‘ oder mit dem ‚Tanzenden König‘ auf sich hat. Vielleicht auch mit dem ‚Gierigen Gestammel‘ oder mit dem ‚Gelage der Teufel‘. Vielleicht hat sie das Buch in der Bibliothek ihrer Eltern aufgestöbert wie du auch. Wurde ja auf Französisch bis 1974 aufgelegt! Wenn uns Hans Castorp dann zuhören müsste, würde er sich die Ohren zustopfen oder sich vor peinlichem Berührtsein auflösen. ‚T. K.‘ würde gar nichts mehr verstehen. Oder vielleicht doch, wenn er sich nicht vor Entrüstung und Ekel schüttelt. Wir wissen es nicht.“

2012 ist „T.K.“ 92-jährig gestorben. Eva und Hans waren bei ihren Spaziergängen und Wanderungen seither noch auf etliche Markierungen gestoßen, die nichts Außergewöhnliches mehr zur Geschichte der Schnitzereien beitrugen. Es war nicht absehbar, wo sie überall noch auf „T.K.“ als Begleiter stoßen würden. Aber an einer Stelle im Walde der Gemarkung Basdorf unweit des Naturschutzgebietes „Hünselburg“, am Nordufer des Edersees, waren sie auf dem Wanderweg an einem im Wald aufgestellten Kreuz vorbeigekommen. Es trägt die Aufschrift „*Adveniat regnum tuum*“, den dritten Vers des lateinischen Vaterunsers, also in evangelischer Version „*Dein Reich komme*“ oder in katholischer „*Zu uns komme Dein Reich*“. Als sie vor dem Kreuz standen und sich umdrehten, fiel ihnen die bekannte Schnitzerei auf, die sich verstreut über die gesamte von ihm begangene Waldfläche an den bemerkenswerteren Punkten der Wege – meistens auf Berghöhen – in gleicher oder leicht abgewandelter Form wiederholte.

Sie stellten sich die Frage, wie man in einen Staatsforst gelangen kann, um ein solches Kreuz aufzustellen. Da muss die zuständige Behörde einverstanden gewesen sein, also mit dem Urheber, der ganz gewiss kein Forstbediensteter war, verhandelt haben und überzeugt worden sein. Moos- und Flechtenbewuchs auf dem Kreuz waren noch wenig ausgebildet, so dass es noch nicht sehr lange so da stehen konnte. Am Fuße des Kreuzes fand Hans einen von Wind und Wetter beeinträchtigten kreisförmigen Anhänger, der aus Hartholz ausgesägt war. Er hob ihn auf und nahm ihn an sich. In einem Ring von etwa 5 Zentimetern Durchmesser stand eine brennende Kerze, deren herabtropfendes Wachs die Kerze dicht unterhalb der Flamme auf beiden Seiten so ausgebuchtet erscheinen ließ, dass Kerze und Flamme in die Form eines nach oben züngelnden Kreuzes übergingen.

Auf dem Wege in das nicht weit entfernte Marienhagen, zu Karls des Großen Zeiten im Grenzbereich zwischen Franken und Sachsen gelegen, stießen sie in einem Wäldchen auf die Fundamentreste einer mittelalterlichen Frankenkirche. Mit einer Schnitzerei im Stamm einer mächtigen Buche mit Blick auf den einstigen Kirchenbau hatte „T.K.“ dort ebenfalls seine Anwesenheit bezeugt.

So hatte er sich offenbar in den Wäldern seinen eigenen großflächigen Kirchenraum gestaltet, in dem er in den katholischen Erinnerungsformeln seiner erlösungssüchtigen Seele mit „*mea culpa*“, „*memento mori*“, „*kyrie eleison*“, „*ora pro nobis*“ und „*Ave Maria*“ seine Erlösung beschwor. Er konnte in ihrer Ausgestaltung offenbar schon einigermaßen gnädig auf sich selbst blicken und auch ein „*carpe diem*“ wie einen hedonistischen Irrläufer dazwischengeraten lassen.

Über die von ihm gestalteten Portalgriffe der Wildunger evangelischen Friedenskirche, ganz in der Nähe seiner damaligen Wohnung gelegen, hatte er in einem ganz anderen öffentlichen Rahmen schon respektierlichen Zugang zu Gottes institutionalisiertem Raum für sich und die Mitglieder der Kirchengemeinde geschaffen.

Anmerkungen

[1]— *L'Hymne à la Mouillette ~ Die Hymne an die Mouillette (~Brotstange zum Eintauchen in Kaffee usw.)*
— *Le Petit Chapeau ~ Der Kleine Hut*
— *Le Tout Petit Chapeau ~ Der Ganz Kleine Hut*
— *Le Goulu Babil ~ Das Gierige Geplapper*
— *La Trimouline ~ Die Dreifache Mühle*
— *Les Amours de la Truite ~ Die Liebesabenteuer der Forelle*
— *La Fleur Sans Tige & la Tige Sans Fleur ~ Die Blume ohne Stengel & der Stengel ohne Blume*
— *Les Effets Méphistophéliques & Pétaradants de la Compote de Pommes ~ Die Mephistophelischen & Knatternden Effekte des Apfelkompotts*
— *Gigue à l'Attention des Tripèdes à 2 Anus du Prochain Millénaire ~ Gigue, Gewidmet den Dreifüßlern mit Doppelanus des Nächsten Jahrtausends*
— *Le Bacchanal de Tous les Diables ~ Das Bacchanal aller Teufel*
— *Le Petit Neveu ~ Der Kleine Neffe*
— *La Boustiffe ~ Das Mahl*
— *Le Canyon Abyssal ~ Der Abgründige Canyon*
— *La Grande Dissection ~ Das Große Zerlegen*
— *La Froidure Hivernale des Antipodes ~ Die Winterkälte an den Antipoden*
— *Les Cataractes du Nil ~ Die Wasserfälle des Nil*
— *Le Roi Danse ~ Der König Tanzt*

Das sind Vorschläge für Paarungsstellungen von Isabelle Giovacchini (*1982), orientiert an Fanny Jénisch (1801-1881) und ihrer Lebenslust, zur Korrektur und Konterkarierung der Unterweisung der Frau des ihr nachgeborenen Dr. med. Hermann Paull (1867-1944), Stadtobermedizinalrat und Schularzt in Karlsruhe. (Vgl. http://www.isabellegiovacchini.com/biographie.html: „*Le pli rétroactif*", 2008.) Sein in zahlreichen Auflagen europaweit verbreitetes Buch „Die Frau" von 1919 erschien auf Französisch als „*La femme*" zwischen 1960 und 1974 in einer Überarbeitung von Dr. Kurt Pollak im Züricher Stauffacher Verlag. – In der Auflage vom 253. – 265. Tausend von 1940 erschien es von der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums genehmigt und in der NS-Bibliographie unter der Nummer 2178c geführt. Eigenartig, dass es zu diesem „Volksaufklärer" mit großer Breitenwirkung nichts Biographisches gibt, außer dass beim Googeln ein Eintrag für das Wintersemester 1891/92 an der Universität Rostock mit seinem Geburtsdatum in Melle ausfindig zu machen ist. Giovacchini hat wohl in der französischen Ausgabe „*La femme*" den Hinweis auf seinen Tod in Karlsruhe 1944 gefunden. (Seit September 2016 gibt es einen Wikipedia-Artikel: Hermann Paull.)

Fanny Jénisch (1801-1881)

[2] Vom Juristen Karl Heinrich Ulrichs 1864 eingeführter Begriff. „*Urlinde*" ist die weibliche Entsprechung. Auf die Bezeichnung „*Urning*" (der Begriff *Homosexualität* wurde erst 1869 geprägt) kam Ulrichs durch seine Kenntnis des Altertums, wo man zwischen *Venus Pandemos* – für die Lie-

be zwischen Mann und Frau zuständig – und *Venus Urania* – Göttin der Liebe von Mann zu Mann – unterschied. Diese zweite Form der Venus war die Tochter des Titanenvaters *Uranos*, dessen abgeschnittene Genitalien ins Meer fielen, sich dort zu Schaum verwandelten, woraus Venus als *Schaumgeborene* entstand.

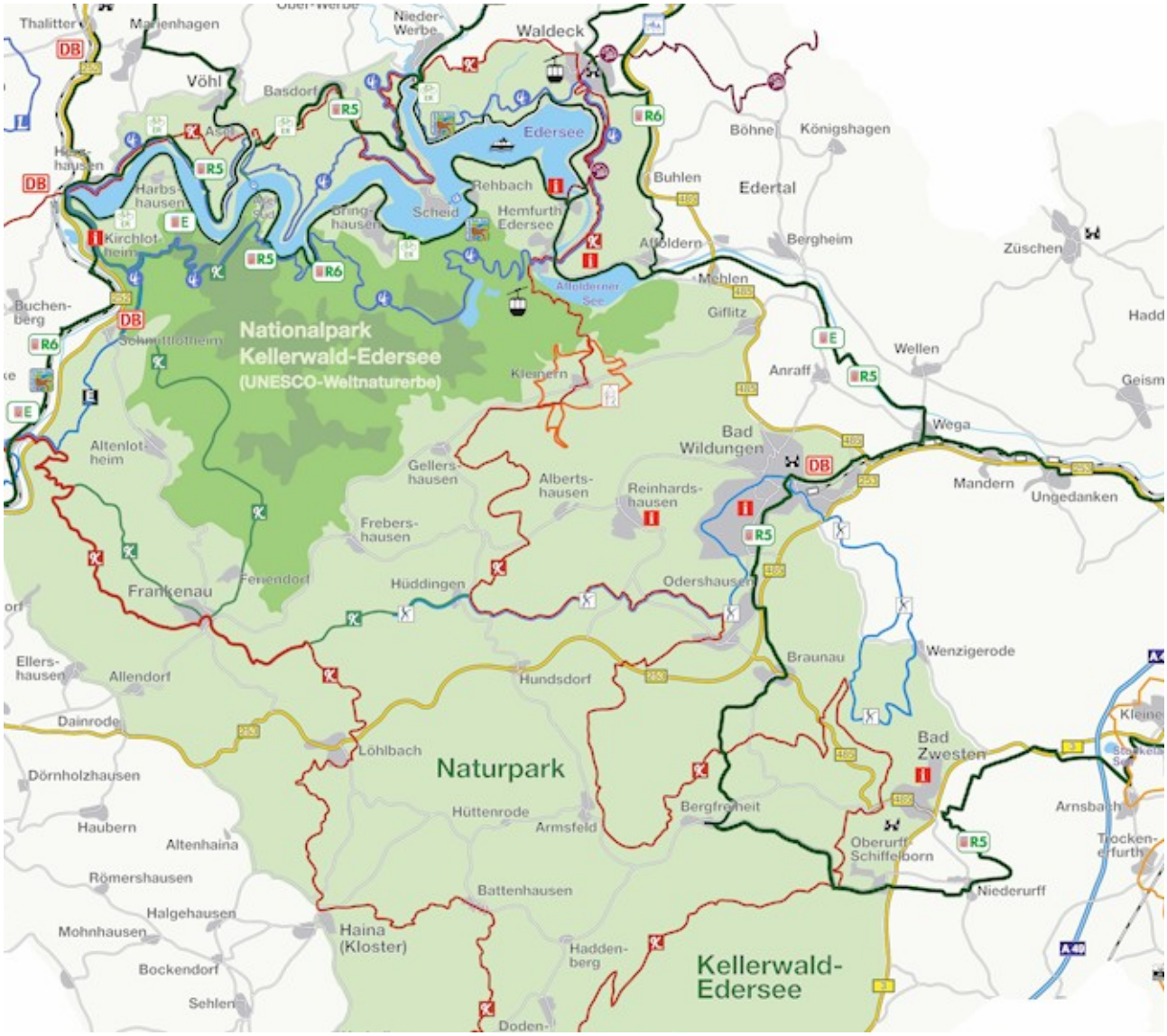
[3] Der § 175 des deutschen Strafgesetzbuches existierte vom 1. Januar 1872 bis zum 11. Juni 1994.

[4] Dr. med. Hermann Paull, *Das Buch vom Mann*, Stuttgart 1938.

[5] Wahlspruch der Jesuiten: „*Zum größeren Ruhme Gottes*“.

[6] Zu „*Urning*“ vgl. Anm. 2. – Himmler scheint das Wort für einen ins Germanische zurückreichenden Begriff gehalten zu haben.

Eine Karte



Dieser Kartenausschnitt umfasst in etwa den Bereich, wo Schnitzereien zu finden sind. Östlich von Ungedanken liegt der Büraberg mit Blick auf Fritzlar; aus dem Edertal hinauf zum Büraberg gibt es die ersten Schnitzereien. Von dort über das auf der Karte nicht erfasste Rothhelmshausen und Wenzigerode ziehen sie sich bis über den südlichen Rand der Karte zur höchsten Erhebung des Kellerwalds, den Wüstegarten, und zum benachbarten Jeust in Richtung Gemünden, setzen sich bis Haina fort, sind auf beiden Ufern des Edersees und im Natur- und vor allem im Nationalparkpark reichlich vertreten, ziehen sich bis nordwestlich nach Marienhagen und führen dann im Nordosten nach Königshagen, dann über den Kartenrand hinaus in Richtung Naumburg zur Weidelsburg.

2020: Das Moos auf Bäumen und Steinen wächst weiter und überwuchert Schnitzereien, oder beschnitzte Buchen fallen den Holzfällarbeiten im Walde zum Opfer.

Zurück: Hier